

SEIT
1946

03/2021

ZUKUNFT

DIE DISKUSSIONSZEITSCHRIFT FÜR POLITIK, GESELLSCHAFT UND KULTUR

5,- Euro P.b.b. Abs.: Gesellschaft zur Herausgabe der Zeitschrift ZUKUNFT, Kaiserebersdorferstrasse 305/3, 1110 Wien, MZ 14Z040222 M, Nr. 03/2021



Cultural Hacking
Petra Missomelius

Die Geister, die wir riefen
Zarah Weiss

Radikalisierung im Netz
Emil Goldberg

Niemals vergessen!
Simon Weingartner

POLARISIERUNG(EN)

EDITORIAL

Polarisierung(en)

ALESSANDRO BARBERI UND THOMAS BALLHAUSEN

Der Sturm auf das Kapitol am 06. Januar 2021 brachte symbolisch auf den Punkt, dass die amerikanische Politik der Gegenwart und mit ihr die westlichen Gesellschaften insgesamt von extremen Polarisierungen gekennzeichnet sind, welche die Demokratie deutlich in Gefahr bringen. Gerade angesichts der Corona-Pandemie steht damit auch klar vor Augen, dass die politischen Systeme ihrerseits von den derzeit zu einem großen Teil stillgestellten Polaritäten der Märkte existenziell abhängig sind. Denn nach einer alten Erkenntnis der Arbeiter*innenbewegung sind es die Pole von Kapital und Arbeit, die den ideologischen Überbau (mit)bestimmen. Diese Bipolarität wirft eine Reihe von Fragen auf, weshalb sich die Redaktion der ZUKUNFT entschlossen hat, angesichts ökonomischer, politischer und auch psychologischer *Polarisierung(en)* ein eigenes Themenheft zu gestalten.

Den Reigen eröffnet dabei **Emil Goldberg**, der angesichts des Sturms auf das Kapitol die Strategien des Deplatforming von Donald Trump eingehend analysiert. Dabei hebt der Autor hervor, wie schnell sich die Spirale von Fake News bis hin zur totalen Eskalation drehen kann, um eine nicht überbrückbare Polarisierung des politischen Feldes zu bewirken. Dabei geht es auch um die Rolle von Online-Giganten wie *Twitter*, *Facebook* und *Alphabet*, die an der Grenze der Meinungsfreiheit und durchaus im ökonomischen Eigeninteresse Herrschaftstechnologien einsetzen können, um den Zugang zur Öffentlichkeit zu besetzen. Damit liefert der Autor angesichts unseres Themas einen Denkanstoß über die Rolle der Sozialen Medien und der Filterblasen im polarisierten politischen Diskurs und erhebt damit auch im Rekurs auf Ingrid Brodnig *Einspruch!* gegen Verschwörungsmythen und Fake News.

Angesichts der damit verbundenen Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) arbeitet **Petra Missomelius** heraus, wie in einer digitalisierten Welt die Praktiken des Cultural Hackings eine Möglichkeit bieten, die Datenhoheit eben nicht der California Ideology zu überlassen. Sie führt dabei in die Grundlagen des (legalen) Hackings ein und grenzt es deutlich vom (illegalen) Cracking ab. Damit zeigt Missomelius, wie in einer polarisierten Gegenwart verschiedene Formen des Medienaktivismus dabei helfen können, dort Widerstand zu leisten, wo die Grundlagen der Demokratie analog und digital in Frage gestellt oder gar zerstört werden. So steht insgesamt vor Augen, dass eine soziale und demokratische Gesellschaft *Kritik* und *Dissenz* durch bildungsinstitutionelle und -politische Unterstützung ermöglichen muss.

Mit Blick auf Sphären des Internationalen untersucht in der Folge **Constantin Weinstabl**, inwieweit es noch möglich ist, innen- und außenpolitische Polaritäten voneinander zu trennen. Mit seiner Analyse wird schnell klar, dass die Grenzen zwischen innen- und außenpolitischer Wirkung zunehmend verschwimmen und sich Handlungsradien nationaler Machthaber*innen gleichzeitig verengen und weiten, da sie vermehrt Einfluss auf externe Entitäten nehmen können, aber dies auch *vice versa* ihre eigene innenpolitische Geltung einschränkt. Diese Polarisierung(en) und Dynamiken stellen einerseits Gefahren für das eigene politische Programm dar, bieten aber andererseits auch das Potenzial, internationale Entwicklungen im eigenen Sinne beeinflussen zu können. Deshalb plädiert Weinstabl dafür, den Bereich der Außenpolitik buchstäblich zu *verinnerlichen*, um sie deutlich mit Innenpolitik zu verbinden.

Im Blick auf die gegenwärtigen Krisen hebt dann **Dawid Ryszard Wysocki** hervor, wie durch die jahrzehntelang unhinterfragte Politik des Neoliberalismus gerade angesichts der Corona-Pandemie und der mit ihr verbundenen Wirtschaftskrise erneut soziale Devastierungen in gravierendem Ausmaß zu verzeichnen sind. Dabei wird auch angesichts der Digitalisierung zwischen Home Office und Demontage auf Probleme des Arbeitsrechts verwiesen. Angesichts der polarisierenden Tendenz der Märkte zur Monopolisierung erinnert der Autor deshalb an die Regulationsforderungen von Keynes und Keynes, verteidigt die Standards des Sozial- und Wohlfahrtsstaates und fordert ein soziales und demokratische Umdenken, mit dem wir gemeinsam die(se) Krise(n) überwinden könnten.

Darüber hinaus freut es die Redaktion der ZUKUNFT außerordentlich, dass **Simon Weingartner** sich bereit erklärt hat, seine Gedenkrede zum 12. Februar 1934 hier im Volltext abzudrucken. Denn auch Weingartner betont in Erinnerung an Karl Münichreiter, dass der gegenwärtige Kapitalismus uns, angetrieben von Jahrzehnten des neoliberalen Exzesses, seine hässlichste und totalitäre Fratze zeigt. Er zeigt in diesem Zusammenhang nachdrücklich, dass Antifaschist*innen seit langer Zeit klar ist, dass Menschenrechte und Demokratie für Kapitalist*innen immer nur dann wünschens- und verteidigungswert sind, wenn sie den Kapitalinteressen entsprechen. Es ist mithin die kapitalistische Produktionsweise selbst, die für die dramatischen Polarisierungen unserer Gegenwart verantwortlich gemacht werden kann. Niemals vergessen!

Mit *Die Geister, die wir riefen* legt die Autorin **Zarah Weiss** eine gleichermaßen sensible wie realistisch-direkte Reflexion über die neu zu denkenden Verhältnisse zwischen Mensch, Tier und Maschine vor. In ihrer neuesten Erzählung wird aber nicht nur auf die offensichtliche Polarität von Geist und technischem Kalkül eingegangen, vielmehr befragt ihre „Familiengeschichte“ vermeintlich natürliche Traditionen, Strukturen und Abhängigkeitsverhältnisse. Die notwendige Aufarbeitung der Vergangenheit wird also angesichts gegen-

wärtiger Polarisierung(en) zur Unvermeidlichkeit und gerät im besten literaturgeschichtlichen Sinne zur Auseinandersetzung mit Identität, Gesellschaft und Kommunikation.

Der Medienpädagoge **Christian Swertz** analysiert im Anschluss daran mit seinem Beitrag, wie sich angesichts der Polarisierung(en) unserer Gesellschaften der Zusammenhang von Medien(konzentration) und Öffentlichkeit verhält. Dabei geht es vor allem darum, die Möglichkeiten der Konfliktverhandlungskompetenz auszuloten, um auch im Blick auf die Pole unseres Planeten (politische und ökonomische) Rotationen und Bewegungen zu thematisieren, die das Verhältnis von Profit, Wissen und Freiheit (mit)bestimmen. Dabei plädiert Swertz nachdrücklich für eine soziale und demokratische Mediologie, in der nicht Macht, Krieg und Streit im Mittelpunkt stehen, sondern Überzeugung, Friede sowie soziale und demokratische Kommunikation. Damit ist *summa summarum* klar: Uns aus dem Elend zu erlösen, können wir nur selber tun!

In diesem Sinne stellt auch die Erzählung *Scherben, Zeichen, Gespenster* des Wiener Schriftstellers **Thomas Ballhausen** zum Ende dieser Ausgabe hin Spannungsverhältnisse zwischen Individuum und Gesellschaft in den Mittelpunkt: Sein namenloser Erzähler ist ein Getriebener, ein streckenweise zwielichtig und unglaubwürdig scheinender Protagonist, der Posen einnimmt, sich vorsätzlich unzugänglich macht oder in Opposition zu polaren Erwartungshaltungen setzt. Ballhausens Text nimmt dabei aber nicht nur Elemente der Pop-Literatur auf, sondern setzt auch auf weit düsterere Töne aus dem Genrebereich des Phantastischen. Die zweiteilige Struktur seiner Erzählung kreist nicht zuletzt deshalb um einen wie beiläufig gesetzten Katastrophemoment, der es erlaubt, Heimsuchung, Erinnerung und Gespenstergeschichte kunstvoll zu überblenden.

Einen herzlichen Dank wollen wir im Rahmen dieser Ausgabe Reinhard Sieder aussprechen, der von *Tricolor* bis *Outburst* nicht nur das Cover der ZUKUNFT bereichert, sondern sie mit einer Bildstrecke versehen hat, die er in seinem abschlie-

Inhalt

Benden Beitrag *Die Abstraktion vom Konkreten* auch eingehend erläutert. Es freut uns sehr, schon jetzt darauf verweisen zu können, dass diese Serie in unserer Ausgabe 04/2021 (Thema: Bildung – Eliten – Selektion) verlängert werden wird, um visuell und intellektuell mehrere Korrespondenzen zu ermöglichen.

Auch möchten wir auf unser aktualisiertes *Impressum* verweisen, weil von nun an Julia Brandstätter, Bianca Burger, Hemma Prainsack, Katharina Ranz und Constantin Weinstabl die Redaktion erweitern. Darüber hinaus will die Redaktion unsere Leser*innen auf den Relaunch unserer Homepage unter www.diezukunft.at hinweisen, wo auch nähere Informationen zu den Redaktionsmitgliedern abrufbar sind. Darüber hinaus wird es ab April 2021 am letzten Dienstag des Monats eine Online-Diskussion zum jeweiligen Schwerpunktthema geben, die wir *last but not least* am Ende dieser Ausgabe auf Seite 42 ankündigen ...

Die Redaktion hofft, Ihnen mit dieser Ausgabe wieder schöne Stunden der Lektüre und des Kunstgenusses zu ermöglichen und sendet Ihnen

herzliche und freundschaftliche Grüße!

ALESSANDRO BARBERI

ist Bildungswissenschaftler, Medienpädagoge und Privatdozent.

Er lebt und arbeitet in Wien und Magdeburg.

Politisch ist er in der SPÖ Landstraße aktiv. Weitere Infos und Texte

online unter: <https://lpm.medienbildung.ovgu.de/team/barberi/>

THOMAS BALLHAUSEN

lebt als Autor, Kulturwissenschaftler und Archivar in Wien und Salzburg. Er ist international als Herausgeber, Vortragender und Kurator tätig.



REINHARD SIEDER, TRICOLOR (2017)
ACRYL, GIPS, GESSO AUF LEINWAND
120 X 80 CM

6 Radikalisierung im Netz

VON EMIL GOLDBERG

10 Widerständige Praktiken – Cultural Hacking und politischer Protest

VON PETRA MISSOMELIUS

14 Polaritäten im Äußeren

VON CONSTANTIN WEINSTABL

18 Zeit zum Umdenken

VON DAWID-RYSZARD WYSOCKI

22 Niemals vergessen!

VON SIMON WEINGARTNER

26 Die Geister, die wir riefen

VON ZARAH WEISS

30 Polarisierung, Medien und Konflikte

VON CHRISTIAN SWERTZ

34 Scherben, Zeichen, Gespenster

VON THOMAS BALLHAUSEN

40 Die Abstraktion vom Konkreten

VON REINHARD SIEDER

42 Auf dem Weg in die ZUKUNFT!

VERANSTALTUNGSANKÜNDIGUNG

Radikalisierung im Netz

Wie schnell sich die Spirale von Fake News bis hin zur totalen Eskalation drehen kann und welche durchaus fragwürdige Rolle Online-Giganten darin spielen, reflektiert **EMIL GOLDBERG** in seinem Denkanstoß über die Rolle der Sozialen Medien und der Filterblasen im (politischen) Diskurs. Dabei steht vor allem das jüngst realisierte Deplatforming von Donald Trump im Zentrum des Interesses.

I. DEPLATFORMING

Die letzten Tage der Präsidentschaft von Donald Trump waren überschattet vom Sturm auf das Kapitol am Nachmittag des 06. Jänner 2021. Social Media-Giganten und Technologiekonzerne wie Twitter, Facebook und Alphabet (Anm.: die Dachholding der Google-Marken wie Youtube und Co) reagierten mit einem in der Geschichte noch nie dagewesenen Schritt und sperrten Trumps Accounts – zunächst temporär, danach vielerorts auch dauerhaft. Damit wurden dem scheidenden Präsidenten einige seiner wohl wichtigsten Kommunikationskanäle genommen – allein auf dem Kurznachrichtendienst Twitter hatten etwa 88 Millionen User*innen seinen Kanal @realdonaldtrump abonniert.

Dieses sogenannte „Deplatforming“ von Trump stellt eine medienpolitische Zäsur dar – noch nie wurde ein derart reichweitenstarker Account – und schon gar nicht der eines amtierenden us-Präsidenten – von Social Media-Plattformen verbannt. Grund genug, einen kritischen Blick auf diesen sich zunehmend radikalierenden Mikrokosmos im Netz und die damit verbundene(n) Polarisierung(en) und d. i. hier Radikalisierung(en) zu werfen.

II. VON GATEKEEPERN UND GRASWURZELJOURNALISMUS

Im klassischen Medienbetrieb, egal ob im Rundfunk oder Printjournalismus, durchlaufen die eintreffenden Nachrichtenmeldungen die Redaktionen, werden dort geprüft, inhaltlich eingeordnet, kommentiert und/oder Faktenchecks unterzogen. Den Journalist*innen kommt also die Rolle des sogenannten Gatekeepers, also eines sprichwörtlichen Tor-

wächters, zu. Sie entscheiden, was in der gedruckten Zeitung steht oder über den Äther flimmert. Jedes Medienprodukt ist das Ergebnis einer ganzen Serie von Selektionsprozessen, fasste es der Schriftsteller Walter Lippmann bereits 1922 in dem Klassiker *Public Opinion – Die öffentliche Meinung* (Lippmann 2018) treffend zusammen. Ein Umstand, der seit jeher Stoff für mannigfaltige Diskussionen über Objektivität, Färbung oder Schlagseite(n) von Medien mit sich bringt.

Eine Revolution stellte hier das Internet dar: Plötzlich konnte jede/r über alles berichten; der Graswurzeljournalismus war geboren. Zunächst vielleicht nur als Textbeitrag, doch dank der immer preisgünstiger werdenden Endgeräte und des rasant voranschreitenden technologischen Fortschritts ist es inzwischen für die breite Masse möglich, mittels hochaufgelöstem Bewegtbild und Live-Video direkt vom Ort des Geschehens zu berichten. Mit dem Smartphone und mobilem Breitbandinternet hat man heutzutage quasi seinen eigenen tv-Sender in der Tasche.

Mündige Bürger*innen, die eine aktive Rolle im Recherchieren, Aufbereiten und Verbreiten von Informationen einnehmen, klingt das nicht schön? Das Ziel dieser Partizipation sei „eine Bereitstellung von unabhängigen, verlässlichen, genauen, ausführlichen und relevanten Informationen, die eine Demokratie benötigt“. Soweit jedenfalls die Wunschvorstellung, wie sie Shayne Bowman und Chris Willis optimistisch beschrieben (Bowman/Willis 2003).

Die Kehrseite dieser Medaille sollte jedoch nicht unerwähnt bleiben – mit denselben technischen Möglichkeiten kann natürlich auch jede noch so bizarre Falschmeldung oder

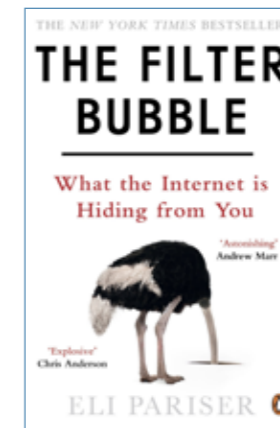
Verschwörungstheorie an ein potenzielles Millionenpublikum verbreitet werden. Was uns wieder zu Donald Trump bringt. Das Internet und die Sozialen Medien im Speziellen umgehen also die Schranke der zuvor erwähnten Gatekeeper-Funktion – sie ermöglichen es nun allen Nutzer*innen, mit wenigen Mausklicks ihre persönliche Sicht der Dinge der Weltöffentlichkeit zu präsentieren.

III. VON FILTERBLASEN UND FAKE NEWS

Zum Schlüssel in der viralen Verbreitung von Inhalten aller Art sind die sozialen Medien geworden. Von der Privatperson bis hin zu internationalen Superstars, ob als gemeinnütziger Verein oder multinationaler Konzern – Plattformen wie Facebook, Instagram, Twitter und viele andere sind aus der heutigen Medienwelt kaum mehr wegzudenken. Die Accounts werden, teils mit erheblichem personellen und finanziellen Aufwand, gepflegt, um Likes und Follower zu akquirieren – kurz gesagt: um Reichweite zu erhalten. Und es sind zumeist die reißerischen Überschriften und markigen Sprüche, die den „Traffic“ auf die jeweiligen Kanäle bringen.

Was in diesem Zusammenhang gerne übersehen wird, ist die Tatsache, dass all diese Plattformen gewinnorientiert arbeiten. Die Währung heißt Aufmerksamkeit – und je länger die Nutzer*innen auf einer Seite verweilen, desto mehr Geld lässt sich mit der dort angezeigten (personalisierten) Werbung verdienen. Durch die Anwendung komplexer Algorithmen neigen die Plattformen dazu, den Benutzer*innen möglichst Informationen vorzuschlagen, die mit dem bisherigen Nutzungsverhalten der User*innen übereinstimmen. Das Ganze ist ein Milliardenbusiness – deshalb arbeiten Heerscharen von Programmierern mit Hochdruck daran, ebendiese Algorithmen dahingehend zu optimieren; die Quellcodes dahinter werden gehütet wie Staatsgeheimnisse. Soll heißen: das in PR-Texten oft beschriebene „Nutzungserlebnis“ für die User*innen dient allem voran dem Konzernergebnis.

Es werden also tendenziell jene Informationen ausgeschlossen, die den bisherigen Ansichten der User*innen widersprechen. So werden die Nutzer*innen schleichend, aber sehr effektiv in einer Art „Blase“ isoliert, wie der Kommunikationswissenschaftler Eli Pariser ausführlich in seinem Buch *The Filter Bubble* (Pariser 2012) beschreibt. Man kann nun einwerfen, dass es beim Kleidungseinkauf eine untergeordnete Rolle spielt, ob verstärkt die Produkte von Firma A oder



ELI PARISER
THE FILTER BUBBLE
London: Penguin
304 Seiten | € 9,79
ISBN: 978-0241954522
Erscheinungstermin: März 2012

B angepriesen werden – gesellschaftspolitisch relevant wird es jedoch im politischen Bereich.

Die durch Algorithmen geschaffene Filterblase bildet auch hier die Grundlage dafür, dass sich das Meinungsspektrum im Netz zunehmend polarisiert. Die User*innen finden sich in einer Art Echokammer wieder, in der anderslautende Meinungen nur mehr wenig bis gar keinen Raum bekommen. Insbesondere wenn der Nachrichtenkonsum vorwiegend auf den Social Media-Plattformen stattfindet, kann es so weit führen, dass sich Menschen binnen kurzer Zeit radikalieren. (vgl. den bezeichnenden Beitrag von Florian Klenk in *FALTER* 45/16: Boris wollte mich verbrennen).

Wenn also ausgehend von reichweitenstarken Accounts, wie beispielsweise jene des us-Präsidenten, Meldungen von zweifelhaftem Wahrheitsgehalt an ihre Abertausenden von Follower*innen ausgesendet werden, verschiebt dort jedes „Like“ die individuellen Filterprofile der Anhänger*innen in diese Richtung. Mit jedem Klick ein Stückchen mehr. Wem die Geschichte von einer manipulierten Wahl „gefällt“, klickt vielleicht auch auf eine Meldung darüber, dass das Coronavirus wahlweise harmlos und/oder eine Erfindung von Bill Gates ist. Und bei der Impfung bekommen wir dann sehr schnell alle einen 5G-Chip implantiert. Dass man in den alteingesessenen Medien nichts davon liest, kann doch nur damit zusammenhängen, dass die mit denen unter einer Decke stecken. Lügenpresse! Fake News!

Man sieht: auf mittelfristige Sicht bilden sich dadurch regelrechte Parallelrealitäten heraus. Worin die Polarisierung gipfeln kann, hat Washington am 06. Jänner erlebt und es ist zu befürchten, dass das sprichwörtliche Ende der Fahnenstange nicht erreicht ist.

IV. CONCLUSIO

Wer glaubt, dass dies ein amerikanisches Phänomen sei, irrt leider. Das (fälschlicherweise) Karl Kraus zugeschriebene Zitat „Wenn die Welt untergeht, dann gehe ich nach Wien. Dort passiert alles zehn Jahre später“ gilt in diesem Zusammenhang schon lange nicht mehr. Auch hierzulande prallen die Meinungen mit zunehmender Aggressivität aufeinander – sowohl virtuell als auch auf der Straße, wie uns nicht zuletzt auch die Ausschreitungen am Rande der Demonstrationen der selbsternannten „Corona-Skeptiker*innen“ zeigen. Es ist die Aufgabe einer aufgeklärten Zivilgesellschaft, in diesem extrem polarisierten Schlachtfeld der Meinungen klar Stellung zu beziehen und den „Fake News“ mit Fakten entgegenzutreten.



INGRID BRODNIG
EINSPRUCH. VERSCHWÖRUNGS-
MYTHEN UND FAKE NEWS
KONTERN –
IN DER FAMILIE, IM FREUNDES-
KREIS UND ONLINE
 Wien: Brandstätter
 160 Seiten | € 20
 ISBN: 978-3-7106-0520-8
 Erscheinungstermin: Jänner 2021

Literatur:

- Bowman, Shayne/Willis, Chris (2003): We Media. How audiences are shaping the future of news and information, commissioned by The Media Center at The American Press Institute, online unter: <https://tinyurl.com/tlmpbqqt> (letzter Zugriff: 17.02.2021).
- Klenk, Florian (2016): Boris wollte mich verbrennen, FALTER 45/16: online unter: <https://tinyurl.com/3d7rglun> (letzter Zugriff: 17.02.2021).
- Lippmann, Walter (2018): Die öffentliche Meinung: Wie sie entsteht und manipuliert wird, Frankfurt am Main: Westend.
- Pariser, Eli (2012): Filter Bubble: Wie wir im Internet entmündigt werden, München: Hanser.

EMIL GOLDBERG

ist Pressesprecher beim Fonds Soziales Wien.
 Davor war er viele Jahre in der Presseabteilung der Bundes-SPÖ tätig und zwischenzeitlich auch für die Öffentlichkeitsarbeit des öBB-Konzernbetriebsrats verantwortlich. Auf Twitter: @emil_goldberg



Landschaft (2018)
 Gouache, Kohle, Gesso auf Leinwand
 100 x 50 cm

Widerständige Praktiken – Cultural Hacking und politischer Protest

Der Beitrag von **PETRA MISSOMELIUS** führt in die Grundlagen des Hackings ein und zeigt wie in einer polarisierten Gegenwart verschiedene Formen des Medienaktivismus dabei dienen können, Widerstand zu leisten ...

I. BLACK BOXES UND TECHNOFASCHISMUS

Neben der derzeit allseits gepriesenen kreativ-innovativen Anwendung von Medien und -technologien, ist eine essenzielle Bildungsaufgabe, die das Themenfeld digitale (Medien-)Technologien betrifft, die Entzauberung dessen, was in der Theoriebildung oftmals die „Black Box“ (Winkler 2014) genannt wurde. Denn schon das Problem bei den Massenmedien war es, dass das innewohnende Technische unsichtbar wird und die Nutzung ohne jegliche Kenntnisse möglich ist. Vilém Flusser formulierte sogar die Befürchtung, dass ein „Technofaschismus“ (Flusser 1987: 149) drohe, wenn die Technologien zugrunde liegenden technischen und gesellschaftlichen Strukturen, Organisationsprinzipien und Logiken nicht hinterfragt und reflektiert werden, d. h. mediale Wirklichkeiten hingenommen werden. Die brennenden Fragen des Datenschutzes, die mit der Nutzung so populärer Anwendungen wie *WhatsApp* und *Facebook* verbunden sind, haben uns dies deutlich vor Augen geführt. So geläufig auch die Formulierung „kritisch-reflexiver Umgang mit Medien“ im aktuellen Diskurs um „Digitale Bildung“ ist, ebenso formelhaft wie zahnlos erscheint ihre Umsetzung in der Praxis und wird von verschiedenen Akteur*innen ganz unterschiedlich verstanden. Die Bedeutungsbreite erstreckt sich von persönlicher Mediendiätetik über Manipulationsimmunisierung, Selbstbeobachtung und Achtsamkeit, ästhetischer Analyse, Kommunikationsregeln bis hin zu ökonomischen und datenschutzrechtlichen Fragen.

II. CULTURAL HACKING ALS SELBSTSORGE

Im Verständnis der Selbstsorge (Wunden 2006) ist Kritik als Tugend mit der Infragestellung von Regeln des Gehorsams verbunden, denen sich das Subjekt zu unterwerfen habe. Das „Wahr-Sagen“ der Parrhesia kann seinen Ausdruck in der Narretei oder dem Kabarett finden. Diesen Gedanken kann man durch die spielerische Verwendung medialer Logiken im „cultural hacking“ (Düllo & Liebl 2005) fortführen.



THOMAS DÜLLO & FRANZ LIEBL
CULTURAL HACKING
Wien/New York: Springer
352 Seiten | rund € 65,00
ISBN: 978-3211232781
Erscheinungstermin: Dezember 2004

Die hackende Person ist eine, die in der Lage ist, einen Code zu knacken, welcher Art dieser Code auch ist: sprachlich, sozial, psychisch oder technisch. Insofern handelt es sich um eine spielende Figur, die durch Interventionen Diskurse in Bewegung bringt. Hacking in der Medienkultur rich-

tet sich auf Strukturen, Netze, Protokolle und Praktiken, d. h. an Medien als soziotechnische Infrastrukturen, die in weitere gesellschaftliche Strukturen eingebettet sind. Ihre politische Reichweite gilt somit der Möglichkeiten zur latenten Beeinflussung von Diskursen (Pias 2011).

III. BEKANNTE BEISPIELE DES CULTURAL HACKING

Beispiele für diese Art des Cultural Hacking sind etwa Orson Welles Radiohörspiel einer imaginären Invasion durch Marsianer (1938), Jan Böhmermanns Check des Varoufakis Mittelfinger-Videos (2015), Aktivitäten der *Yes Men* (vgl. <http://theyesmen.org/>) oder des *Zentrums für Politische Schönheit* (vgl. <https://www.politicalbeauty.de/index.html>). Gerade das letztgenannte Künstlerkollektiv hat in den letzten Jahren die Wirkmächtigkeit dieser Form von Medienaktivismus deutlich gemacht. Die zuletzt wohl bekannteste Aktion dürfte die Errichtung einer Miniatur des Holocaust-Denkmal in Björn Höckes unmittelbarer Nachbarschaft und dem damit ausgelösten Diskurs sein – jenes AfD-Politikers, der dieses als ein „Denkmal der Schande“ bezeichnete. Das Hacking bewegt sich hier – und das ist den vorgenannten Beispielen jeweils gemeinsam – auf unterschiedlichen Ebenen: einerseits auf der inhaltlichen Ebene, indem Argumentationsmuster aufgenommen und antizipiert werden, andererseits nutzen sie mediale Formen und imitieren diese zu ihren jeweiligen Zwecken, womit sie eine sehr hohe Aufmerksamkeit generieren. Sobald deutlich wird, dass es sich um eine spielerische Nutzung medienkultureller Muster handelt, werden diese Selbstverständlichkeiten für einen Moment erschüttert und die jeweilige Botschaft erhält weitaus mehr Aufmerksamkeit als dies auf klassischem Wege möglich gewesen wäre.

IV. CULTURAL HACKING ALS WIDERSTÄNDIGE PRAKTIK

Dabei geht es keineswegs um illegale Vorgänge und schädigenden Medieneinsatz, sondern um eine Form des Medienaktivismus als ein Beherrschen medialer Codes und Logiken. Hacking bewegt sich entlang von Grenzen, die nicht unbedingt transparent sein müssen, am Grat zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit, Benutzen und Programmieren, Sinn und Sinnlosigkeit. In den Mainstream-Medien wird gerne eine Diskreditierung von *hacking* durch negative Konnotationen mit *cracking* (dem Rauben und Zerstören von Daten und digitalen Netzen), Gesetzesbruch und der Fixierung auf den

destruktiven Umgang mit Daten verwendet, welche die Geschichte und Hintergründe der Hacking-Bewegungen außer Acht lassen, welche aus den Bastler*innen der 1950er-Jahre hervorging, die die Grenzen der neuen Technologie ausloteten. Derartige Verunglimpfungen des Hacking als gewaltvoller zerstörerisch geschehen nicht selten, um Voraussetzungen für fortschreitende Kontrolle zu schaffen und Sicherheitsmaßnahmen zu rechtfertigen.

Gegenstrategien zur Überwachung und Kontrolle wie *counterveillance* oder *sousveillance* würden in dieser Perspektive Ermächtigungsprozesse im Sinne informationeller Selbstbestimmung bedeuten. Schließlich waren es die Hacker, die schon früh über Themen wie Datenethik nachdachten. Cultural Hacking ist in der digitalen Medienkultur Ausdruck für mediale Bedingungen und ermöglicht widerständige Praktiken. Die Form politischen Protests macht sich die Logik der Netzwerkmedien zu eigen, greift Konventionen kommerzieller Medienkulturen auf und stellt diesen eigene Entwürfe gegenüber. Dies geschieht innerhalb der Mediennutzung, nicht aus einer kulturpessimistischen Abwehrhaltung. Zentral hierfür sind das Verstehen von Funktionslogiken, von kulturellen Skripten und des Umgangs mit medienkulturellen Codes. Damit bewegt sich das Hacken der Codes digitaler Medienkulturen auch im Bereich der politischen Bildung.

V. WIDERSTÄNDIGKEIT UND BILDUNG

Nun geht es nicht darum, *cultural hacker* auszubilden, sondern das Prinzip des Cultural Hacking als eine kritische Perspektive in Bildungskontexten zu nutzen. Hartmut Winkler (Winkler 2014: 16) legt im Zusammenhang mit der Black Box im Rahmen der Automatismenforschung drei Dimensionen dar, die mir hier ebenfalls relevant erscheinen:

1. Verborgenes zugänglich zu machen (d. h. auch Verarbeitungsroutinen, technische Abläufe und damit auch inhaltliche Strukturierungen und Priorisierungen zu verstehen),
2. Fragen der Beobachtung und der Beobachtbarkeit: wem ist es wo und wie möglich die Black Boxes zu öffnen?
3. die Beschäftigung mit vermeintlich unbewusster Mediennutzung und unreflektierten Medienpraktiken.

Kritik als Dissens (vgl. Butler 2011) drückt sich in widerständigen Praktiken aus. Dieser Dissens wiederum muss

durch bildungsinstitutionelle Unterstützung ermöglicht werden. Könnte Medienbildung als „Operationsmesser, Molotow-Cocktail(s) oder unterirdische Stollen“ innerhalb des Bildungssystems zur Veränderbarkeit erstarrter und bürokratisierter Organisationsstrukturen formeller Bildungsinstitutionen fungieren, so wie Foucault dies für seine Bücher wünschte (Foucault 1976: 129)? Die dringliche Frage angesichts der Transformationsdynamiken der „Wissensgesellschaft“, in welcher Wissen als berufsqualifizierendes Ansammeln von Informationen (miss-)verstanden wird, ist sicherlich, welche Art von Wissensformen und -praktiken subversiven Wissens angeboten werden können, um dem Anspruch einer zukunftsfähigen Bildung zu genügen.

Dieser Beitrag erschien erstmalig in MEDIENIMPULSE 2/2018 und kann in dieser älteren Version hier heruntergeladen werden: <https://tinyurl.com/3g5l3dqr>.

Literatur

- Butler, Judith (2011): Kritik – Dissens – Disziplinarität, Zürich: Diaphanes.
- Düllo, Thomas/Liebl, Franz (2005) (Hg.): Cultural Hacking: Kunst des Strategischen Handelns, Wien/New York: Springer, online unter: <https://link.springer.com/book/10.1007/3-211-37777-8> (letzter Zugriff: 01.03.2021).
- Flusser, Vilém (1987): Die Schrift. Hat Schreiben Zukunft? 5. Aufl. European Photography: Göttingen (2002).
- Foucault, Michel (1976): Mikrophysik der Macht, Berlin: Merve.
- Pias, Claus (2002): Der Hacker, in: Horn, Eva/Bröckling, Ulrich (Hg.): Grenzverletzer. Figuren politischer Subversion, Berlin: Kadmos, 248–270, online unter: <https://www.uni-due.de/~bj0063/texte/hacker.pdf> (letzter Zugriff: 16.02.2021).
- Winkler, Hartmut (2014): Black Box und Blackboxing – Zur Einführung (Vortragsmanuskript), online unter: <http://homepages.uni-paderborn.de/winkler/gk-black.pdf> (letzter Zugriff: 16.02.2021).
- Wunden, Wolfgang (2006): Selbstsorge als Quelle kritischer Kompetenz, in: Niesyto, Horst (Hg.): Medienkritik heute. Grundlagen, Beispiele und Praxisfelder, München: kopaed (Medienpädagogik interdisziplinär, 5), 87–99.

PETRA MISSOMELIUS

ist Medienwissenschaftlerin und arbeitet seit 2012 an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, die seit 2017 den Lehramt-Studiengang „Spezialisierung: Medienpädagogik“ und seit 2020 die Wahlpakete „Medienpraxis“ sowie „Medien und Kommunikation“ anbietet.



Helles Grün im blauen Regen (2019)
Acryl, Gips auf Leinwand
100 x 80 cm

Polaritäten im Äußeren

CONSTANTIN WEINSTABL analysiert die Implikationen von global verstärkten Polaritäten, untersucht deren Ursachen sowie Narrative und analysiert die Überlappung und Wechselwirkung von innen- und außenpolitischem Handeln.

I. INNEN UND AUSSEN

Nur eine geschickte Außenpolitik, eine Politik bedeutender Unternehmungen, ermöglicht eine fruchtbare Innenpolitik, die letzten Endes immer von geringerem Tiefgang ist.

Ortega y Gasset 1996: 22

Die in dieser Ausgabe der ZUKUNFT diskutierten Polaritäten erstrecken sich zweifellos auch auf die Beziehungen von Staaten und supranationalen Einheiten untereinander und damit auf jegliches außenpolitische Handeln. Dies umso mehr, als Außenpolitik immer mehr innenpolitischen Zielen und Begehrlichkeiten untergeordnet und damit als eine Verlängerung der Innenpolitik gesehen und gehandhabt wird. Case in point wäre z. B. das Einspannen von Entwicklungszusammenarbeit (EZA) für innenpolitische Ziele der Fremden- und Migrationspolitik.

Solcherart tragen Akteur*innen interne Konflikte auch auf die außenpolitische Ebene. Dadurch wird deutlich, dass staatliche Gewalten durch internationale Verquickungen und Globalisierung sowie durch den nicht mehr vorhandenen Primat der Politik zu oft das Nachsehen haben gegenüber internationalen und/oder wirtschaftlichen Interessen. Mögliche Lösungsansätze werden zunehmend verkompliziert durch wirtschaftlich-technische und seit Beginn der COVID-19 Pandemie auch vermehrt medizinisch-biopolitische Schieflagen. Die Konkurrenz um Ressourcen nimmt sowohl zwischen den politischen und wirtschaftlichen Gemeinschaften als auch innergesellschaftlich zu, da auch im Globalen Norden die Zahl der Globalisierungsverlierer steigt. Angestammte (internatio-

nale) Ordnungen und wahrgenommene Sicherheiten zerbrechen, ohne dass bereits Alternativen oder Nachfolgemodelle bereitstünden (vgl. Weinstabl 2021). Dies lässt weite Teile der Bevölkerungen irritiert und verärgert zurück, was in schwierigen Zeiten das Potenzial für tiefe Verwerfungen birgt.

II. SPALTER! SPALTER!

In diesem aufgeladenen Umfeld sehnen sich viele Menschen nach einfachen Narrativen, um komplexe Sachverhalte in einer Weise herunterzubrechen, die es ihnen erlaubt, ein Verständnis für globale Ereignisse zu entwickeln, die immer mehr auch Auswirkungen auf ihre unmittelbaren Lebensrealitäten haben. In Kenntnis dieses Sehns und des Erfolges, der sich erzielen lässt, wenn man sich populistisch gibt, flacht das Niveau politischer Diskurse zusehends ab. Dabei ist ein Ende dieser Entwicklung noch nicht abzusehen. Wo klare Worte sowie umsichtiges und entschiedenes, manchmal auch unpopuläres, Handeln vonnöten wären, regieren stattdessen leere Phrasen und wird Verantwortung für unliebsame Entscheidungen nach unten abgeschoben oder man gibt „den Anderen“, den „von außen Kommenden“ die Schuld an unerwünschten Entwicklungen, während man sich für allzu oft nicht einmal selbst erbrachte Leistungen feiern lässt.

Statt dieses den Tribalismus begünstigende Biotop trocken-zulegen, werden gesellschaftliche Auseinandersetzungen noch weiter von oben befeuert. Aufgrund der zuvor genannten Überlagerungen von Innen- und Außenpolitik hat dies auch Auswirkungen über die Grenzen der jeweiligen politischen Entitäten hinaus. Wahlergebnisse werden angezweifelt und der wütende Mob angestachelt, den US-Senat zu stürmen; Regierungen ziehen ungeniert die Unabhängigkeit der Justiz in Zweifel oder besetzen diese ihrem Belieben nach um; Unterre-

präsentierte werden zu Sündenböcken abgestempelt, während man die schützende Hand über die eigentlich Schuldigen hält.

Mit einer denkbar niedrigen Schwelle, seine Meinung mit einem simplen Mausklick weltweit zu verbreiten, werden sämtliche Themen, die die *haves* und *have-nots*, die Bourgeoisie und das Proletariat, den Globalen Süden und Globalen Norden beschäftigen, anonym und öffentlichkeitswirksam breitgetreten. Dies gilt umso mehr, je existenzieller die Themen bzw. die Perzeption derselben durch die sich Äußernden ist. Könnte man bisher vor allem in der Migrationsthematik verfolgen, wie tief die Sonne der (Diskurs-)Kultur augenscheinlich steht, um mit Karl Kraus zu sprechen, so fördert seit nunmehr einem Jahr der „Meinungsaustausch“ zur COVID-19 Pandemie Ähnliches zutage und Verschwörungstheorien, Verteufelungen Andersdenkender sowie Beleidigungen direkt aus der untersten Schublade des Konversationsvokabulars reüssieren.



Inner Conflict
©Wikimedia Commons
(author: Arafat Uddin)

III. THE LAND OF CONFUSION

If living were a thing that money could buy, you know the rich would live and the poor would die. All my trials (Traditional)

Ortega y Gasset 1996: 22

Nun kann man sicher nicht schlüssig behaupten, dass die derzeitige COVID-19-Pandemie all die zusätzlich (zum Gesundheitsaspekt) verschärfenden politischen und wirtschaftlichen Verwerfungen originär zu verantworten hat. Vielmehr zeigt die auch aus dem alles andere als souveränen Umgang vieler Entscheidungsträger*innen entstandene Krise auf, was schon seit Jahren und Jahrzehnten im Argen liegt: die auseinanderdriftende Wohlstands- und Einkommensschere mit steigenden Gewinnen für die Wenigen und sinkenden Mitteln für die Vielen; das Abladen der durch zunehmende Betreu-

ungspflichten entstandenen Arbeit auf Frauen, was deren finanzielle Sicherheit und Einkommen weiter drückt; oder die Diskrepanz der Allokationen von COVID-Impfstoffen zwischen den Ländern des Globalen Nordens und denen des Globalen Südens.

Die allgemeine Frustration über die solcherart verstärkten Ungleichheiten sowie die Politik in der Bekämpfung der Pandemie sorgen momentan global für heftige Unruhen. Die stimmgewaltigsten Proponent*innen sind sicher im Lager derjenigen zu finden, die gegen die teilweise schweren Eingriffe in Grundrechte, die Ausgangsbeschränkungen oder den Zwang, Masken zu tragen, protestieren. Jedoch gibt es auch regen Widerstand unter jenen, denen solche Maßnahmen nicht weit genug gehen, die strengere Regeln fordern und sich vortrefflich über ihre Mitmenschen aufregen können, wenn ihnen diese maskenlos zu nahekommen – die *Gegen-Wutbürger* sozusagen.

In Summe polarisiert also dieses Thema wie zweifellos kein anderes im Moment unsere globale Gesellschaft und treibt Entscheidungsträger*innen vor sich her, da sich deutlich zeigt, wie verroht der politische Diskurs mittlerweile ist, wie sehr der Populismus greift, wie wenig Vertrauen den Entscheidungsträger*innen trotz – oder gar deswegen – von ihrem Elektorat entgegengebracht wird und wie locker die Kritik an den Herrschenden sitzt. Und die Kritik ist ja bekanntlich der Tod des Königs (Koselleck 2018: 97).

IV. WELTBÜRGER*INNENDISPUTE

Am Beispiel von COVID-19 lässt sich auch sehr gut ablesen und plastisch zeigen, wie diese gleichzeitig intern und international diskutierten Themen zu globalen Polaritäten werden, wenn sich Entscheidungsträger*innen dazu aufschwingen, über die Grenzen ihres eigentlichen Machtbereiches hinaus Einfluss auf andere Entscheidungsträger*innen und Entitäten zu nehmen. Viele der Entscheidungsträger (da es sich bei den genannten Beispielen ausschließlich um Männer handelt), die seit Beginn der Weltwirtschaftskrise 2008 mittels populistischer Ankündigungen und Politiken an die Macht kamen, stehen nicht überraschend fest im Lager derjenigen, die die von COVID-19 ausgehende Gefahr herunterspiel(t)en. In diesem Zusammenhang überlappt sich die isolationistische, protektionistische, xenophobe und spalterische *Law and Order*-Politik der „starken Männer“ mit ihren Bestrebungen, sich ihre Narrative z. B. nicht von Expert*innen demolieren zu lassen.

So verglich der ehemalige US-Präsident Trump die Krankheit mehrfach mit der einer saisonalen Grippe bzw. ventilierte abstruse Ideen (u. a. Injektionen von Desinfektionsmittel oder Lichttherapie), um Erkrankte zu heilen. Seine Brüder im Geiste, die Bolsonaros, Johnsons und Orbans, taten es ihm größtenteils gleich und hetzten im besten Fall von einem unkoordinierten Shutdown in den nächsten, wenn sie die Existenz der Pandemie nicht ohnehin schlichtweg vollkommen leugneten. Im Gegensatz hierzu verlief die Pandemie bisher in Ländern, die von gemäßigten Entscheidungsträgerinnen (bei den genannten Beispielen handelt es sich ausschließlich um Frauen) weitaus weniger dramatisch. So legten und legen Jacinda Ardern oder Angela Merkel auch in der Pandemie die gleiche, eher ruhige und umsichtige sowie faktenbasierte Herangehensweise an den Tag, wie sie dies auch bei den der Pandemie vorausgehenden Herausforderungen taten.

Diese Entscheidungsträger*innen wirken auf dem internationalen Parkett wie Blitzableiter und Ikonen in Personalunion, indem sich in ihnen entweder die Verachtung derjenigen politischen Subjekte, die der eigenen Regierung loyal gegenüberstehen, oder die Bewunderung der mit den eigenen Herrschenden Unzufriedenen kristallisiert. Wenn sich die deutsche Bundeskanzlerin für ihren angeblich zu laschen und humanen Umgang mit seit 2015 nach Deutschland Geflüchteten rechtfertigt, so hat sie sich gegen Anwürfe sowohl ihrer innerstaatlichen Opposition von rechts als auch von osteuropäischen illiberalen Machthabern zu wehren, während Trumps Staatsbesuche in westeuropäischen Staaten zumeist von heftigen Protesten gekennzeichnet waren. Gegengleich wurde Trumps Vorgänger Obama im Ausland – in Abgrenzung von den jeweiligen inländischen populistische(re)n Machthaber*innen – zum säkularen Heiland verklärt und die getroffene Brexit-Entscheidung entfachte in vielen anderen Ländern der EU eine verhaltene Begeisterung für die *Leave-Campaigners*, die es der EU – im Gegensatz zur eigenen, feigen Regierung – „gezeigt hätten“. So werden nationale/supranationale Entscheidungsträger*innen zu Figuren in einem Spiel, das auf mehreren Ebenen gespielt wird.

V. SAPERE ET SUFFRAGIUM FERRE AUDE!

Zurückgespiegelt in das Innere bedeutet dies, dass die Macht des Elektors gleichzeitig grösser ist und schwerer wiegt, als zuvor angenommen. In Anlehnung an Horaz' Worte und an deren Interpretation durch Kant im Sinne dessen, dass man den Mut haben sollte, sich seines eigenen Ver-

standes zu bedienen (Kant 1999), sei ergänzt, dass man nicht nur selbst denken, sondern sich auch dementsprechend (politisch) einbringen und seine Stimme abgeben soll. Denn gerade die oben beschriebene Verquickung von Innen und Außen, die Implikationen, die nationale Wahlen und politische Entscheidungen auf dem internationalen Parkett haben, das Verschwimmen von Grenzen und die tiefen Gegensätze, die unsere Gesellschaften plagen, machen es notwendig, *dagegen* zu halten und die eigene demokratische Verantwortung auch außenpolitisch wahrzunehmen.

Es gibt keine Insel der Seligen mehr. Die Entscheidungen, die im Inneren getroffen werden, strahlen immer auch in das Äußere hinaus. Jede(r) Despot*in, der/die gewählt wird, ermutigt vielleicht in anderen Ecken der Welt jemanden mit einer ähnlichen Agenda, sich ebenfalls aufzuschwingen. Umgekehrt hat jede Person, die sich für vernunftbasierte Demokratie, internationale Solidarität und den Kampf gegen spaltenden Populismus einsetzt, das Potenzial, internationale Nachahmer*innen zu finden. Während rechtspopulistische Kräfte Außenpolitik zunehmend auf eine Verlängerung von Innenpolitik reduzieren, ist es für progressive Kräfte an der Zeit, Außenpolitik zu *ver-inner-lichen* und sie um ihrer selbst willen zu einem wesentlicheren Teil des innenpolitischen Diskurses aufzuwerten, im Wissen darum, durch eigenes Handeln anderen als gutes Beispiel vorangehen zu können. 🇪🇺

Literatur

- Kant, Immanuel (1999): Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Kant, Immanuel: Was ist Aufklärung? Ausgewählte kleine Schriften, Hamburg: Meiner, 20–27.
- Koselleck, Reinhart (2018): Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt, Berlin: Suhrkamp.
- Ortega y Gasset, José (1996): Aufbau und Zerfall Spaniens, in: Ortega y Gasset, José: Gesammelte Werke. Band II, Augsburg: Bechtermünz Verlag.
- Weinstabl, Constantin (2021): Zerfall der Internationalen Ordnung und Alter Allianzen, in: Müller, Bernhard/Weinstabl, Constantin (Hg.): Sozialdemokratische Außenpolitik. Historisches Selbstverständnis und aktuelle Ausblicke, Wien: Promedia Druck- und Verlagsgesellschaft m.b.H.

CONSTANTIN WEINSTABL

hat an der Universität Wien und der Universität Leiden Rechtswissenschaften mit den Schwerpunkten Rechtsphilosophie und Völkerrecht sowie an der University of Hull Politikwissenschaften mit dem Fokus Strategy and International Security studiert. Er ist Mitglied der Redaktion der ZUKUNFT.



Gold & Blau (2018)
Acryl, Gips auf Leinwand
120 x 80 cm

Zeit zum Umdenken

Der Beitrag von **DAWID-RYSZARD WYSOCKI** widmet sich den sozialen Devastierungen, die durch Neoliberalismus und Corona-Pandemie entstanden sind und diskutiert mögliche Wege aus den Polarisierungen der Krise ...

I. EINLEITUNG

Angesichts der Corona-Pandemie wirkt die derzeitige Lage in allen gesellschaftlichen Bereichen sehr bedrückend, wobei sich sehr schnell erkennen lässt, dass es angesichts dieser mehr als schwierigen Situation dringender Maßnahmen bedarf, um diese Sozial- und Wirtschaftskrise abzufangen und die Ökonomie aus der Talfahrt zu holen. Einfache und effektive Schritte könnten die Krise überwinden und für die Zukunft wegweisend und nachhaltig einen neuen Pfad erkunden, der auch im gesamtgesellschaftlichen Interesse läge.

II. HOME OFFICE UND DEMONTAGE

Dabei gibt es auch mitten in der Corona-Krise keine Fertigrezepte, denn gerade angesichts dieser biologischen Gefahr muss die Gesellschaft experimentieren und das Optimum an Lebensrettung erreichen. Nun sind die Betroffenen damit konfrontiert über die Gesamtlage einen Überblick zu wahren und auf der anderen Seite kritische Gedanken und Ansätze zu bündeln. Wie soll das also gut gehen? Ist unsere Gesellschaft bereit, die nötigen Opfer zu bringen?

Am Anfang steht immer ein kontroverser Punkt im Raum, so z. B. die leidige Debatte darüber, ob Arbeiter*innen dafür steuerlich zu bestrafen sind, dass sie im Home Office die Büros und die Einrichtungen des Dienstgebers nicht benutzen. Demgegenüber müsste es eigentlich auf der Hand liegen, dass die Arbeiter*innen mehr Geld erhalten sollten, weil sie diese Einrichtungen und Arbeitsplätze nicht abnutzen. Vor der Zeit des Lockdowns erwirtschafteten die Arbeiter*innen die Betriebskosten für die Büro- und Fabrikseinrichtungen durch die Kraft ihrer Arbeit. Dies vor allem im Blick auf (Groß-) Unternehmen und Konzerne wie *Google* oder *Starbucks*, die in großem Maßstab von dieser Krise profitiert haben und nicht

bereit sind auf lokaler oder nationaler Ebene Steuern zu zahlen, um das öffentliche Eigentum zu unterstützen und zu schützen.

Dabei hat diese polarisierende Tendenz zur Monopolisierung eine lange Tradition, wenn wir etwa an den Verkauf von Konzernteilen und (Groß-) Unternehmen ins billig produzierende Ausland denken. Ein bekanntes Beispiel dafür wäre die Demontage des Sempert-Werkes in Traiskirchen und der damit verbundene Ausverkauf von Entwicklungs-Know-How und Patenten *Made in Austria*. Die Kündigung von Arbeiter*innen im Sinne der betriebswirtschaftlichen Rationalisierung hat mithin im Rahmen des Kapitalismus eine lange Geschichte. Demgegenüber müssten (Groß-) Unternehmer*innen im Grunde eine dankbare Haltung zeigen, den Arbeiter*innen Respekt zollen und die „Standortsicherung“ in diesem Sinne niemals zum Thema werden lassen.

III. VON KREISKY UND KEYNES

Ein erster Gedanke zur Bekämpfung dieses ökonomischen Missstands liegt klar auf der Hand: Die Zahl der Arbeitssuchenden muss – ganz im Sinne Bruno Kreiskys und des *Austrokeynesianismus* – gesenkt werden, um eine Stärkung des Sozialwesens und der Wirtschaft zu gewährleisten. Damit wäre eine Senkung der Arbeitszeit auf 28 bis 30 Stunden und die Schaffung weiterer Arbeitsplätze auf gleicher Vollzeitbasis vonnöten. In diesem Sinne ist es mehr als fragwürdig, dass die 38,5- bis 40-Stunden-Woche innerhalb von kürzester Zeit zerstört werden konnte, um eine 52-Stunden-Woche zu ermöglichen. Das „gesunde“ Ziel einer sozialen, demokratischen und ökologischen Wirtschaft wäre es hingegen zufriedene, gesunde und motivierte Arbeiter*innen im Unter-

nehmen zu beschäftigen, die unter diesen Bedingungen aber vielmehr unzufrieden, krank und demotiviert sind. Dabei ist die Logik der Sache klar, denn es kann im Grunde auch nicht im Interesse von (Groß-) Unternehmer*innen sein, sich mit einer solchen durch und durch verfehlten Ökonomie selbst zu schaden.

IV. VON DER BILDUNG

Ein Gegengift zu dieser – zutiefst mit dem Neoliberalismus verbundenen – Wirtschaft stellt nach wie vor die Bildung dar, die ungleich wichtiger ist als die Diskussionen zur und die Realitäten der Arbeitszeitverlängerung. Daher ist Bildung von Anfang an – vom Kindergarten bis zur Hochschule – von eminenter Bedeutung. Deshalb müsste es auch egal sein, ob die Ausbildung in der Büro- oder Handwerks-Lehre stattfindet, denn die Einbindung der Matura in den Lehrbetrieb sollte schon deshalb verbindlich sein, weil das Bildungssystem auf das Gravierendste soziale Unterschiede reproduziert. Hier wird jeder vernünftige Mensch wohl zustimmen und keine Gegenargumente bringen können. Bildung ist daher buchstäblich *alles* und in Österreich kann man sich mehr als glücklich schätzen, relativ geringen Aufnahmehürden im Bildungssektor und Fortbildungswesen ausgesetzt zu sein, denn auch dadurch werden zumindest einige Polarisierungen der Gesellschaft abgefangen. Bildung kann also nie ein Nachteil sein. Warum machen wir dann nicht gleich von Beginn an alles richtig und nivellieren auf allen bildungsbezogenen Ebenen die sozialen Unterschiede?

V. WAS KOSTET DAS?

Diese Frage geht auch in die Richtung der Finanzierung eines hier mitgedachten Sozial- und Wohlfahrtsstaats, der von (Groß-) Unternehmer*innen (und ihren Ideolog*innen) oft genug als „totalitär“ begriffen wird, weil er angeblich die „Freiheit der Märkte“ beschränkt. Dabei ist es doch sehr simpel, dass die Umsätze und der Konsum gerade dann steigen, wenn mehr Arbeitsplätze vorhanden sind. Denn auch ehemalige Arbeiter*innen, die entweder für den Markt zu alt, zu beleibt, nicht schön genug oder das falsche Kletterwerkzeug im Leben erhielten, gehen einkaufen, um sich ernähren zu können und eine Lebensgrundlage zu haben. Wiederholen wir also, dass (Groß-) Unternehmer*innen gegenüber den Arbeiter*innen zu Dank verpflichtet sind, weil sie die Wertschöpfung durch ihre kollektive und harte Arbeit allererst garantieren können. So bleibt zu hoffen, dass auch (Groß-)

Unternehmer*innen darüber nachdenken, wie wir gemeinsam auch in der Wirtschaft eine Gesellschaft möglich machen, in der es keine Ausbeutung mehr gibt. Das wäre im öffentlichen Raum ein erster Anfang und müsste konsensual verstanden werden.

VI. SCHLUSS

Leider stehen dabei immer noch (neoliberale) Argumentationen im Raum, die eine progressive Demokratisierung von Ökonomie, Bildung und Betriebswirtschaft behindern. Denn warum spielen z. B. bei Bewerbungen Kategorien wie Herkunft, Stand, Hautfarbe, Alter, Aussehen und Name eine gravierende Rolle? Bedauernswerter Weise haben auch auf österreichischen Märkten Diskriminierung und Rassismus immer noch einen festen Platz. Demgegenüber wird die Zukunft davon abhängen, ob wir ökologisch nachhaltige Arbeitswelten in einem Sozial- und Wohlfahrtsstaat ermöglichen, die von einer sozialen und demokratischen Volkswirtschaft (als Sozialwissenschaft) begleitet werden. Zum Abschluss also eine erfreuliche Nachricht für (Groß-) Unternehmer*innen: Der Konsum ist Ihr Kapital, schöpfen Sie also Positives daraus, denn ihre eigenen Arbeiter*innen werden Ihnen dankbar sein! 🍷

DAWID-RYSZARD WYSOCKI

ist gelernter Yacht- und Bootbauer, Medienmanager, Radio-Moderator und studiert Medienwissenschaften an der Universität Wien.

Als Mitglied der örtlichen SPÖ Landstraße und stv. Sektionsleiter der *Sektion Ohne Barrieren* engagiert er sich vor Ort politisch und

ist ein scharfer Beobachter und Kritiker der Mediensprache im politischen Kontext



Steine (2019)
Acryl, Gips auf Leinwand
100 x 70 cm



Himmel (2019)
Acryl, Gesso, Gips auf Leinwand
100 x 70 cm

Niemals vergessen!

Anlässlich des Februargedenkens 2021 hat **SIMON WEINGARTNER** am Hietzinger Denkmal für Karl Münichreiter eine klare, sehr berührende Rede gehalten und der Redaktion der ZUKUNFT freundlicherweise gestattet, sie hier ungekürzt abzudrucken ...

LIEBE GENOSS*INNEN, LIEBE ANTIFASCHIST*INNEN,

wie jedes Jahr stehen wir auch heuer am Denkmal von Karl Münichreiter, einem Mahnmal gegen Faschismus und Reaktion. Wie wir versammeln sich viele jedes Jahr zum Gedenken in ihren Bezirken und Orten, um ihren Gefallenen und dem Tod der Demokratie in Österreich zu gedenken. Wie jedes Jahr denke ich mir auch heuer erneut: Es ist wichtiger denn je, dass wir hier sind und uns unserer Geschichte bewusst sind.

Die politische Situation in Österreich und weltweit verschärft sich immer weiter und während die extreme Rechte sich immer besser organisiert, verschiebt sich der gesellschaftliche Konsens zusehends nach rechts. Der Kapitalismus zeigt uns wieder, angetrieben von Jahrzehnten des neoliberalen Exzesses, seine hässlichste Fratze.

Was haben wir uns blenden lassen, als nach Ende des 2. Weltkriegs, nach dem Sieg über den Faschismus der Kapitalismus sich human gegeben hat, ja Wohlfahrtsstaaten und Reichtum für alle versprochen hat. Plötzlich, also durch die konkrete Bedrohung des kapitalistischen Systems durch den sowjetischen Kommunismus, konnten sich die kapitalistischen Staaten auf ehrenwerte Kodizes, auf Menschenrechte und Flüchtlingskonventionen einigen. Und wie wichtig waren diese Erfolge, in Anbetracht der globalen Katastrophe die von 1914 an für über 30 Jahre durchgehend die Welt mit einer unvorstellbar scheinenden Zerstörungswut heimsuchte, die in der Entwicklung einer Waffe gipfelte, die das Potenzial hatte, die gesamte Menschheit auszulöschen. So weit musste es kommen, bis zumindest am Papier alle Menschen das Recht auf ein würdevolles Leben und auf Schutz hatten.

Unter diesen Eindrücken, nach den Verbrechen des Faschismus, als Lehre aus der Shoah wurde die Genfer Flüchtlingskonvention geschaffen, die ein „Nie Wieder!“ tatsächlich garantieren sollte. Und so stehen wir heute versammelt, gedenken den ersten Kämpfer*innen gegen den Faschismus und fragen uns: Haben wir diese Lektion vergessen? Haben wir nichts gelernt? Nein, wir, die hier versammelt sind, haben nicht vergessen. Doch wenn wir den Blick über diesen Kreis hinaus richten, auf die Gesellschaft in Österreich, in Europa, in der ganzen sogenannten zivilisierten westlichen Welt, dann müssen wir feststellen: Die Gesellschaft hat vergessen. Wieder fliehen Menschen vor Verfolgung, Krieg und Hunger. Und wieder werden sie abgewiesen, zurückgeschickt, gefoltert und getötet. Nicht mehr länger im geheimen, sondern vor unser aller Augen und offensichtlich, denn wir haben uns schon an die schrecklichen Bilder gewöhnt. Die Grausamkeit, vor allem der Europäischen Union, die sich immer die Verteidigung der Menschenwürde und der Humanität auf die Fahne geschrieben hat, erschreckt und doch überrascht sie nicht.

Der Kapitalismus ist in Bedrängnis, die enorme Ungleichheit, die Krisen, die nicht mehr überwunden, sondern nur noch von anderen, noch größeren Krisen abgelöst werden, machen ihm zu schaffen und doch sind sie ein dem Kapitalismus immanenter Teil. Und so wendet er sich denjenigen zu, die wie es die Schmetterlinge in ihrer *Proletenpassion* so wunderbar ausdrücken, im Wartesaal des Kapitals sitzen und warten, auf das nächste Mal. Die extreme Rechte erstarkt nicht nur, sie erscheint nicht nur immer größer und lauter. Sie ist auch besser organisiert, sie ist bis in die höchsten Ebenen des Staates eingedrungen und weiß, dass sie von diesem Staat nichts zu befürchten hat. Und sie ist inzwischen auch

so selbstbewusst, um das offen zu zeigen. Egal ob in den USA oder Österreich, die Faschist*innen wissen, dass sie immer und überall aufmarschieren können und nichts zu befürchten haben von einer Polizei, die sie schützt und verteidigt, und sowieso viel zu sehr damit beschäftigt ist, diskriminierte Gruppen zu verfolgen, Linke zu verprügeln und Kinder und Jugendliche zu inhaftieren.

Und die extreme Rechte ist bewaffnet. Nicht nur in den Vereinigten Staaten, auch in Deutschland und Österreich ist bekannt, dass Waffen der Polizei und des Militärs von bekannten Rechtsextremen entwendet wurden und werden, das einschlägig Verurteilte erneut riesige Waffenarsenale aufbauen können und doch, das sind nur die bekannten Fälle.

Doch die Bürgerlichen, die Konservativen sie stellen sich nicht, wie bei jeder Forderung von links, als Vertreter*innen der Mitte dar. Nein, sie spielen im Kampf um Wählerstimmen das Spiel der Rechtsextremen mit, übernehmen ihre Forderungen und setzen sie in einer Konsequenz um, wie es nur ihnen gelingen kann. Sie decken die extreme Rechte gegen linke Kritik und verteidigen sie als „Besorgte Bürger“. Und sie schließen sich mit ihnen zusammen, sobald sie in ihrer Paranoia und ihrer unstillbaren Gier nur die leiseste Angst verspüren, von ihrer Macht getrennt zu werden. Kurz: Sie holen die Faschist*innen aus ihrem Wartesaal und bitten sie zum Tanz.

Für uns Antifaschist*innen war immer klar, dass Menschenrechte und Demokratie für Kapitalist*innen immer nur dann wünschens- und verteidigungswert sind, solange sie ihnen opportunistisch sind. Es war uns klar, dass „Nein zum Faschismus“ auch ein „Nein zum Kapitalismus“ implizieren muss, denn sonst ist es eine leere Phrase. Und die Zeit der Phrasen ist vorbei.

„Schluss mit Phrasen, vorwärts zu Taten“. Dieser Spruch der Revolutionären Sozialist*innen sollte auch zu dem unsrigen werden. Denn es reicht nicht mehr, vor den Anfängen zu warnen. Wir müssen uns gegen sie wehren, denn sie sind längst da. Und wir werden damit nur erfolgreich sein, wenn wir es wagen, neue Bündnisse einzugehen und diese aktiv einzufordern.

So fordere ich von der Sozialdemokratie, aus ihrer Geschichte zu lernen und sich nicht wieder, nie wieder, so zögerlich, unentschlossen und um Konsens mit der Reaktion be-



Simon Weingartner am Denkmal für Karl Münichreiter
© Armin Parsian / Rote Falken

müht zu geben, wie sie das vor den Kämpfen im Februar 1934 getan hat. Sie muss sich aktiv gegen den erstarkenden Rechtsextremismus und alle, die ihn heraufbeschwören und unterstützen, stellen. Es kann nicht sein, dass in Wien, dieser stolzen sozialdemokratischen Stadt, Reaktionäre, Faschist*innen und Nazis zu Tausenden und unter Polizeischutz ungestört durch unsere Stadt spazieren können, ohne dass sich die Sozialdemokratie hörbar dazu äußert. Wir dürfen das den Rechten auf der Straße und im Sicherheitsapparat nie durchgehen lassen.

Daher erwarte ich mir, dass wenn ihn Wien Faschist*innen und Polizist*innen gemeinsam einen Sonntagsspaziergang unternehmen und dabei Journalist*innen und linke Gegendemonstrant*innen attackiert werden, dass sich die Wiener Sozialdemokratie vom Bürgermeister abwärts offen gegen die Verbrüderung von Rechtsextremen mit den Träger*innen des staatlichen Gewaltmonopols ausspricht. Ich erwarte aber auch offene Solidarität mit allen, die sich tatsächlich auf der Straße gegen den Faschismus stellen und versuchen, rechtsextreme Aufmärsche zu verhindern. Demgegenüber fordern wir Solidarität mit allen, die unter der Repression des Polizeiapparats zu leiden haben, von diskriminierten und marginalisierten Gruppen bis zum Fußballfan. Wir brauchen Solidarität mit allen, die um Schutz suchen und der ihnen viel zu oft verweigert wird. Nur mit Solidarität kann Vertrauen entstehen und nur mit Vertrauen ein Bündnis für den gemeinsamen Kampf.

Falls es uns nicht gelingt, diese Bündnisse zu schmieden, so erleben wir jetzt erst einen Vorgeschmack dessen, was noch folgen wird. Auf die Coronakrise folgt die Klimakrise und

wenn es schon unmöglich scheint, für eine raschest mögliche Impfung aller Menschen die Profitinteressen einiger weniger Konzerne hintanzustellen, wie soll es dann gelingen, der Klimakrise entsprechend gegenzusteuern?

Wenn es schon unmöglich scheint, einige tausend Flüchtende in Europa aufzunehmen, was wird dann passieren, wenn sich Millionen, Milliarden auf den Weg machen müssen, aus Angst vor Hunger, Zerstörung und Tod, verursacht durch die Klimakrise?

So werden sich die Krisen im Kapitalismus immer weiter zuspitzen und die entscheidende Frage ist: Schaffen wir es, eine neue Gesellschaft zu errichten, in der die Bedürfnisse aller Menschen an erster Stelle stehen oder wird der Faschismus des 21. Jahrhundert den des 20. an Grausamkeit, Gewalt und Unterdrückung noch um ein Vielfaches übertreffen?

Sozialismus oder Barbarei. Vor über 100 Jahren brachte es Rosa Luxemburg auf den Punkt. Wir haben gesehen, wohin die Barbarei einmal geführt hat. Kämpfen wir gegen die Barbarei, so wie die Freiheitskämpfer*innen des Februar 1934 gegen sie gekämpft haben, doch versuchen wir, aus den Fehlern unserer Genoss*innen zu lernen, wagen wir es neue Wege zu gehen und vermeiden wir dabei die alten Fehler, um neue begehen zu können. Denn am Ende unseres fehleranfälligen und von Rückschlägen gezeichneten Weges steht der Sozialismus, doch nur wir gemeinsam, können den Weg dorthin schaffen.

Es lebe die Freiheit! Nie wieder Faschismus!



SIMON WEINGARTNER

ist Landesvorsitzender der Roten Falken Wien,
Lehramtsstudent in Geschichte und Mathematik und
seit 2016 in der Sozialdemokratie in Wien Hietzing aktiv.



Blauer Buchstabe (2019)
Acryl, Gips auf Leinwand
150 x 100 cm

Die Geister, die wir riefen

In ihrer neuen Erzählung *Die Geister, die wir riefen* reflektiert die Autorin **ZARAH WEISS** über die Polarität von Geist und Maschine. Ihre Auseinandersetzung mit den Wechselwirkungen zwischen Mensch, Tier und Maschine verdeutlicht die Notwendigkeit eines Um- und Neudenkens der gewohnten Verhältnisse.

Als meine Schwester zu rauchen begann, verkündete meine Mutter die Wahl eines neuen Papstes. Sie rief uns zu sich, die Tränen standen ihr schon in den Augen. „Schaut euch das an!“, rief sie, „Schaut euch eure Schwester an!“ Und sie musste für mich die mit Blumen bestickte Vorhangsbordüre am Fenster ein wenig zur unteren Seite drücken, damit ich sehen konnte, was sie und mein größerer Bruder Karl schon längst sahen: „Habemus Papam!“, rief Mutter. Aus dem Fenster blickten wir auf eine Mauer, hinter der die Schweinebaracken und der Kuhstall lagen, eine Mauer, hinter der auch Marta lag, auf einem der wenigen Flecken Gras am Hof, der noch nicht zu Heu verarbeitet worden war. Wir konnten sie nicht sehen, aber ich hatte genau vor Augen, wie sie dort einen Arm hinter ihrem Kopf verschränkte, in den Himmel blickte, genüsslich an ihrer Zigarette zog und versuchte, Figuren in den Wolken zu lesen. Die erste Melkzeit war vorbei, also war die Wahrscheinlichkeit, dass sie entdeckt werden würde, gering. Aber sie hatte nicht bedacht, was wir deutlich sichtbar zum Himmel aufsteigen sahen: den dünnen weißen Rauch. Karl begann zu lachen, ich lachte mit, obwohl ich nicht gleich verstand, worüber. „Seht euch nur eure Schwester an“, sagte Mutter, „sie ist sogar zu dumm, um heimlich zu rauchen!“ Und dann ließ sie den Vorhang wieder los, ging kopfschüttelnd und prustend in die Küche: „Womit habe ich so eine dumme Tochter verdient!“

Eine Woche später schnitt sich Marta die Haare raspelkurz. Sie musste es heimlich während der Schulzeit getan haben, vielleicht irgendwo hinter dem Gebäude, denn als wir morgens zusammen aus dem Haus gegangen waren, wollten sie sich noch über ihre Schultern und als sie nachmittags nach Hause kam, stieß unsere Mutter einen spitzen Schrei aus, stand vom Stuhl auf, durchschritt die Küche in wenigen,

forschen Schritten und schlug Marta einmal mit der flachen Hand ins Gesicht. Nicht fest, wahrscheinlich hatte es nicht einmal weh getan, aber dennoch hatte ich das Gefühl, dieses klatschende Geräusch würde in meinen Ohren dröhnen. Ich saß am großen Holztisch und schlug mich mit Prozentrechnung auseinander, ich war wie immer etwas früher zuhause als die anderen beiden und war wie immer noch mit den Hausaufgaben beschäftigt.

15, 15, 15 sagte ich noch eine Weile lautlos vor mich hin, bewegte die Lippen, den Stift in der rechten Hand. Es war die letzte Zahl, die ich mir gemerkt habe und die einzige Möglichkeit, dieser Stille etwas entgegenzusetzen. Ich wagte es nicht, mich zu bewegen. Unsere Mutter stand mit dem Rücken zu mir, ganz still, ihre Schultern bebten nicht, ihre Hand hatte sie gesenkt.

„Du wirst es Vater selbst sagen müssen, Marta. Ich gehe in den Stall.“ Sie wischte sich die Hände an der Schürze ab und ging an ihr vorbei hinaus. Ich blickte ihr mit offenem Mund hinterher. Marta zuckte mit den Schultern, kam zu mir, strich mir über die Haare, „Versprich mir eins, Eddl“, sagte sie – und oh, wie ich es hasste, wenn sie mich so nannte – „Wir werden nie so.“

An diesem Tag ging ich wieder heimlich zu den Kälbern. Ich wusste, dass meine Eltern beide im Kuhstall waren und ich dort nach meinen Hausaufgaben hätte helfen müssen, aber bei den Kälbern konnte ich mich immer wieder verstecken, meist, wenn ich mich unverstanden fühlte. Wenn ich mich klein fühlte. Die Kälbchen waren genauso klein und sie konnten noch weniger einordnen als ich, sie waren ängstlich und hilflos und sie waren vor allem allein. Getrennt von den Müt-

tern, überfordert, so standen sie mit staksigen Beinen im Stroh und sahen mich mit großen Augen an, wichen zurück, wenn ich eine zu schnelle Bewegung machte oder versuchte sie zu berühren. Meistens reichte es mir, sie einfach nur anzuschauen, ihre Flecken zu zählen, ihnen Namen zu geben. Heute aber öffnete ich mit einer vorsichtigen Handbewegung das kleine Gatter und suchte mir eine Stelle im Stroh, die nicht vollgepinkelt war. Da saß ich dann, bei meinem Lieblingskalb, das ich Pitzi genannt hatte und das ganz hell war, nur wenige schwarze Flecken hatte es. Es starrte mich an, ging ein paar Schritte rückwärts, blieb schließlich stehen. Ich berührte ganz sanft die Flanke, richtete mich auf, legte eine Hand flach auf Pitzis Nase. „Alles wird gut, Pitzi“, sagte ich ganz leise und das Kalb stand still. Ich bildete mir immer ein, dass es mich erkannte, am Geruch, an meiner Stimme. Die Kälber waren noch kleiner als ich. Sie hatten noch weniger Ahnung von der Welt als ich. Wenn ich bei ihnen war, dann war ich diejenige, die sie beruhigen konnte, die ihnen Dinge erklären konnte.

„Alles wird gut“, sagte ich noch einmal, als meine Eltern mich irgendwann riefen, um ihnen beim Melken zu helfen und dann kletterte ich über das Gatter und lief zum Kuhstall, ohne mich noch einmal umzudrehen, weil ich doch wusste, dass nichts gut werden würde. Marta würde irgendwann gehen und sie würde nicht wieder zurückkommen auf diesen Hof und Pitzi würde bald abtransportiert werden zur Schlachtung wie all die anderen jungen Stiere, zu denen ich eine kurze Beziehung aufgebaut hatte und die dann verschwanden und das war genauso normal, wie dass ich andere aufwachsen sah und sie in den Melkstall lotste, wo Mutter oder Vater dann auf ihren Plastikschemeln saßen.

Martas Verhalten schien keine weiteren Konsequenzen zu haben. Nur das Abendbrot verlief stiller als sonst, als würden wir uns alle nicht trauen, etwas zu sagen. Sie verschwand nach dem Essen schnell in unserem Zimmer und als ich die letzten Aufgaben am Küchentisch gerechnet hatte, nach oben ging und die Tür öffnete, hatte sie das Licht schon ausgeschaltet, lag im Bett und tat so, als würde sie schlafen. Ich sagte ihren Namen, ihr Atmen blieb konstant. Als ich mich ins Bett legte, zog ich die Decke bis zu meiner Nasenspitze und stellte mir vor, wie ich wohl von oben aussah, mit meinen schmalen Augen, die ich versuchte, weit offen zu halten und an die Decke zu starren und mit meinen hellen, fast gelben Haaren. „Hallo“, sagte ich leise zu der imaginären Person, die mich dort aus der Vogelperspektive betrachtete. Marta bewegte sich: „Edda, jetzt sei mal leise, ich will schlafen!“

Sie drehte sich mit dem Rücken zu mir. „Ok“, sagte ich und zeichnete die Umrisse der Möbel mit meinem Kopf nach, den Tisch, die zwei Stühle, den großen Kasten. Als Kind hatte Marta immer wieder hineingetreten, aus Angst vor Geistern oder Monstern. Sie hatte mich dann nie als Erste ins Zimmer gehen lassen, um mich zu beschützen und weil ich die Monster sowieso nicht richtig vertrieben hätte. Also hatte ich immer hinter ihr gewartet, sie dabei beobachtet, wie sie ein paar Sekunden vor der Zimmertür verharrt und sich in die kämpferische Stimmung gebracht hatte. Sie war sechs Jahre älter als ich und ich hatte sie immer beobachtet, meine Hände im Saum meines Kleids verkrampft. Nach dieser kurzen Rückbesinnung hatte Marta tief Luft geholt, die Klinke heruntergedrückt und die Tür mit einem solchen Schwung geöffnet, dass sie knallend gegen die Wand geschlagen war. Was immer sich dahinter versteckt hatte: Es war auf jeden Fall platt und mausetot. Danach hatte Marta kurz dort gestanden, wie um diesem Knall zu lauschen, schließlich war sie mit einem Schritt hineingetreten. Ich war dann immer hinterhergeschlichen, meine Aufgabe war es gewesen, das Licht hinter ihr anzumachen, dazu hatte sie keine Zeit gehabt in ihrer schwierigen Mission. Ich war ihre Gehilfin gewesen, hatte die Drecksarbeit für sie erledigt, so wie sie es manchmal genannt hatte. Das bedeutete: in ihrem Schatten stehen, das Licht für sie anmachen, so zu tun, als sei ich nicht da, um die Geister nicht vorzuwarnen. Ich hatte dann immer an der Wand gelehnt, Marta beobachtet. Wie sie eine Sekunde im Raum gestanden hatte, bis sich ihre Augen wieder an das plötzliche Licht gewöhnt hatten. Meine einzige Aufgabe war es gewesen, im Schatten zu stehen, also hatte ich nie etwas gesagt. Dann hatte sie einen Entschluss gefasst, es war immer derselbe gewesen, immer war sie zuerst zum Bett gegangen. Mit stampfenden Schritten, mehrmals darunter getreten. „HA!“, hatte sie gerufen. Wäre ich ein Geist gewesen, hätte ich mich schon von ihrem Schrei in Luft aufgelöst, aber ich war nur ihre kleine Schwester und hatte bloß den dummen Gedanken gehabt, ob Geister sich in Luft auflösen konnten, wenn sie doch eigentlich aus Luft bestanden. Einmal hatte ich diesen Gedanken laut ausgesprochen, Marta hatte sich ruckartig zu mir umgedreht. „Als ob es hier nur um Geister geht, Edda“, hatte sie laut und zischend gesagt. Das war der letzte Abend gewesen, an dem sie dieses Ritual vollzogen hatte. Jedes Mal danach hatte sie sich zwar noch misstrauisch im Zimmer umgesehen, aber immer wieder selbst das Licht eingeschaltet und so getan, als sei sie eine normale Erdenbürgerin, die nur das glaubte, was sie vor sich sah. Mit dieser Nacht war etwas zwischen uns getreten, wir hatten ein Band verloren, unsere

gemeinsame unausgesprochene Mission. Oft, wenn ich den Kasten öffnete, fragte ich mich, ob sie wie ich daran denken musste, wie sie in einem letzten Schritt zu diesem Kasten gegangen war, ihn mit einer fließenden Armbewegung geöffnet und mehrmals hineingetreten hatte, laut ächzend. Was auch immer darin gewesen war, nun war es zertreten worden. Manchmal war dabei ein Kleidungsstück herausgefallen, wie ein kleiner, toter, weißer Geist, der sich Marta zu Füßen legte und sie zur Siegerin erklärte. Erst dann hatte sie sich zu mir umgedreht, mich zum ersten Mal wirklich angesehen. Ich hatte nichts gesagt, hatte das Gefühl gehabt, dass wir uns auch ohne Worte verstanden. In diesem Moment hatte ich mich nicht wie das Nesthäkchen gefühlt, sondern wie eine ebenbürtige Partnerin, wie eine, die verstand, die keine unnötigen Anweisungen brauchte.

In den Tagen, in denen Marta sich die Haare abschnitt, war all das vorbei gewesen. Ich frage mich, ob ich ihr mehr Fragen hätte stellen müssen, ob wir ein anderes Ritual hätten finden müssen. Ob ich sie immer wieder hätte versuchen müssen zu überzeugen, mit mir auf Geisterjagd zu gehen. Was wäre passiert, wenn ich an diesem Abend nicht an unsere Kindheit gedacht, sondern sie gebeten hätte, auch mir die Haare zu schneiden?

Als ich am nächsten Morgen früh aufwachte, war das Bett neben mir leer, die Laken kalt.


Sie musste noch am Abend gegangen sein. Vielleicht war sie auf der Straße zwei Kilometer weiter bei einem der LKW-Fahrer eingestiegen, die manchmal die Umgehungsstraße nutzen, um die Staus auf der Autobahn zu vermeiden.

„Wie kannst Du so etwas verschlafen?“, fragte mein Bruder Karl mich mehrmals am Tag, zwei Wochen lang. Meine Mutter weinte und sah niemanden von uns an. Einmal beobachtete ich durch den Türspalt, wie sie eine von Martas Hosen anprobierte. Meine Schwester hatte fast alles dagelassen, sogar ihre Bücher, von denen sie immer betont hatte, dass ich zu jung dafür war. Ich nahm sie jeden Abend eins nach dem anderen aus dem Regal und blätterte zwischen den Seiten.

Zwei Wochen, nachdem Marta vom Hof verschwunden war, kauften meine Eltern eine Melkmaschine. Von den benachbarten Höfen kamen alle herübergelaufen, um sich die neueste Technik anzuschauen. „Das Geschäft wartet nicht“, sagte mein Vater dann immer und polierte stolz das Metall,

zeigte, wie er die einzelnen Pfropfen an die Zitzen ansetzen konnte und die Milch dann automatisch durch die Schläuche lief. Die Melkstation: Ein Gang, durch den eine Kuh nach der anderen walkte. Sie kamen freiwillig von der Weide. Wenn alle Leute weg waren, seufzte mein Vater tief und sagte voller Bitterkeit: „Es ist, wie es ist, eine helfende Hand weniger.“ Das war das einzige Mal, dass er Karl und mir gegenüber Ansätze von Gefühlen wegen Martas Verschwinden zeigte. Ich würde ihn gern fragen, wie es für ihn war. Als er starb, schickte ich Marta eine Email. Sie antwortete mir, aber es ging ihr zu dem Zeitpunkt nicht gut. Sie kam nicht zu seiner Beerdigung. Nie hatte sie mir über ihr Verhältnis zu Vater erzählt.

Und immer, wenn ich meinen Bruder Karl jetzt wieder auf dem Hof besuche, sind die Weiden und Felder um die Häuser leer und alle helfenden Hände aus Metall. Karl und seine Frau haben die Kuhställe so ausgebaut, dass die Kühe von dort unmittelbar in die Melkstation gehen können. Auf der Wiese sind die meisten von ihnen gar nicht mehr, ihr Kraftfutter ist perfektioniert, sie geben bis zu 50 Liter am Tag. Die Schweinebaracken sind verschwunden, die Kälber stehen in kleinen Boxen, in denen sie sich meist verstecken, wenn ich zu Besuch komme. Manchmal erinnert mich eines von ihnen an Pitzi. Er wurde drei Wochen, nachdem wir die Melkmaschine hatten, abgeholt, verschwand fünf Wochen nach Marta. Ich komme nach Hause, um Mutter zu besuchen, die kaum noch sprechen kann. Oft setzt sich Karls Frau dazu, für ein paar Minuten, bis sie wieder zurück zum Melken muss. Keins ihrer Kinder zeigt Anzeichen, den Hof übernehmen zu wollen. Wenn Marta sehen würde, wie sich der Kuhstall verändert hat, würde sie auf dem Absatz wieder umdrehen, denke ich manchmal. Aber was weiß ich schon. Was kenne ich schon von ihr bis auf ein paar Emails, die wir uns senden. Manchmal schreibt sie mir, dass ich sie besuchen soll, manchmal schreibt sie mir, dass sie mich besuchen will. Manchmal senden wir uns Buchtipps. Manchmal nennt sie mich in der Anrede „Eddl“ und das fühlt sich dann seltsam an, viel zu nah, als hätte sie mich erwischt, wie ich bei den Kälbchen im Stall sitze, mit ihnen rede und mich vorm Melken drücke. Manchmal frage ich mich, ob sie wohl versehentlich Milch von Karls Kühen trinkt. Die Milch, die zu Spottpreisen in den Regalen steht und von der er einen noch spöttischeren Anteil erhält. „Milch von unglücklichen Kühen und unglücklichen Bauern“, witzelt seine Frau manchmal. Wenn ich unserer Mutter erzähle, dass der Stall so groß ist, weil nun über 200 Kühe darin stehen, ruft sie laut: „Nein!“ und schüttelt den Kopf. „Das gibts ja gar nicht!“, wiederholt sie dann immer wieder.

„Warum stehen die armen Kälbchen hier ganz allein?“, fragt mich meine Tochter ab und zu, versucht ihnen über die Nase zu streicheln. Und wenn ich ihr dann erkläre, woher die Milch kommt, sehe ich mich auf dem Stroh sitzen, allein, weit weg von Bezugspersonen, ich sehe mich immer wieder allein in Martas und meinem Zimmer aufwachen und ich weiß, wieso ich geschlafen habe, als sie ging. Ich weiß, was mich von den Kälbern unterscheidet: Ich wusste, dass sie gehen würde. Ich wusste, dass sie mich allein zurücklassen würde, hinter den Gattern zu unserem Hof und ich ließ sie gehen. 

ZARAH WEISS

lebt als Autorin und Literaturwissenschaftlerin in Wien.

Wiener Literatur Stipendiatin 2021.

Zuletzt erschien ihre Erzählung *Die Kemenate* (Czernin Verlag 2020).

Polarisierung, Medien und Konflikte

Angesichts der Polarisierung(en) unserer Gesellschaften analysiert der Medienpädagoge **CHRISTIAN SWERTZ** den Zusammenhang von Medien(konzentration) und der demokratischen Fähigkeit in der Öffentlichkeit Konflikte auszutarieren.

I. EINLEITUNG

Ein Mensch kann ein Pol der Ruhe sein. Damit davon gesprochen werden kann, braucht es eine bewegte, aufgeregte oder hektische Umgebung. Ähnlich ist es bei der Erde, die sich um ihre Achse dreht, mit der die relativ ruhigen Erdpole markiert werden. Und auch an den Polen einer Batterie ist es eher ruhig – die Bewegung findet dazwischen statt. Auch mit polarisierten Menschen wird Aufregung und Unruhe verbunden, was allerdings, wenn beides zusammen gedacht wird, eher an der hektischen Bewegung zwischen polarisierten Menschen liegt, und weniger daran, dass die polarisierten Menschen sich bewegen.

II. BEWEGUNGEN

Genau diese fehlende Bewegung ist im politischen Feld ein Problem. Das politische Feld entsteht, sobald Menschen ein Gemeinwesen gründen, was wiederum unausweichlich ist. Nicht unbedingt erforderlich ist allerdings, dass in diesem Feld Pole erzeugt werden, denn zunächst einmal handelt es sich beim Gemeinwesen um ein diffuses Feld mit sehr vielen verschiedenen Auffassungen – mitunter sogar mehr Auffassungen als Menschen, denn ein Mensch muss sich mit sich selbst nicht einig sein. Wenn manche Menschen sich aber mit einigen anderen über eine Auffassung verständigen und andere sich wieder über eine andere Auffassung verständigen, kommt es zu einer Polarisierung, verbunden mit einer Spannung zwischen den Polen. Das erschwert die freie Bewegung, weil in einem polarisierten Feld die Bewegung zwischen den Polen viel wahrscheinlicher ist als ein heiter-zielloser Spaziergang – wenn es denn überhaupt eine Bewegung zwischen den Polen gibt.

Machen wir uns das Vergnügen, noch ein wenig mit der Metapher der Batterie zu spielen: Wenn eine Verbindung zwischen den Polen der Batterie besteht, führt die Bewegung zwischen den Polen dazu, dass die Spannung abgebaut wird. Die Polarisierung verschwindet. Es entsteht ein spannungsloser Zustand. Im politischen Feld könnte das auch als Frieden bezeichnet werden. Es ist der friedliche Zustand, in dem freie Bewegung möglich wird.

Genau das ist, wenn man Ethik überhaupt für möglich hält, wünschenswert: Frieden und Freiheit ist Krieg und Zwang vorzuziehen – und zwar im Falle politischer, wirtschaftlicher und militärischer Kriege und Zwänge. Leider führt das in einen Widerspruch, weil es Menschen gibt, die Krieg und Zwang vorziehen. Dabei ist allerdings ein Kompromiss möglich, denn die Menschen, die unbedingt Krieg führen wollen, können sich ja andere suchen, denen auch an Krieg gelegen ist, sich dann bekriegen und zwingen so viel sie wollen, ohne damit anderen zu schaden. In dieser Hinsicht hat sich die freie Marktwirtschaft allerdings nicht bewährt, weil es sehr häufig zu Kollateralschäden (etwa in Form von Ausbeutung) kommt.

III. MEDILOGIE UND MEDIENKONZENTRATION

Hier geht es aber nicht um Ökonomie, sondern um Mediologie. Denn ein wesentliches Mittel für die Bewegung im politischen Feld sind Medien, mit denen Öffentlichkeit erzeugt und markiert wird. Medien können einerseits Orte der Freiheit und des Friedens sein, an denen Menschen ihre Auffassungen äußern und die Auffassungen anderer zur Kenntnis nehmen können, um sich in heiter-zielloser Bewegung in diesem Feld frei und friedlich zu bewegen. Kant hat das ein-

mal als Gelehrtenrepublik bezeichnet.

Entscheidend ist dabei, dass es sich beim öffentlichen Raum um einen machtlosen Raum handelt. Wenn ich meine Meinung hier äußere, hat das ja keine Konsequenzen. Das ist etwa bei parlamentarischen Debatten ganz anders. Denn wenn Gesetze erlassen werden, hat das Konsequenzen. In der Öffentlichkeit kann zwanglos debattiert werden, denn da Handeln keine Konsequenzen hat, ist es auch nicht nötig, die Folgen des Handelns zwingend zu bedenken. Es ist möglich, mit Ideen zu spielen.

Das ändert sich allerdings – und an dieser Stelle ist es doch nötig, noch einmal auf die Ökonomie zurückzukommen –, wenn mit öffentlichen Äußerungen Geld verdient wird. Denn dann ist es mit der spielerischen Freiheit vorbei. Mit dem Zwang, Gewinn zu machen, wird öffentliche Freiheit beendet, weil Gewinn immer der mögliche Verlust gegenübersteht, der bis zum Marktaustritt, also zum Tod führen kann. Und genau das ist eine Polarisierung, wenn nicht sogar die entscheidende Polarisierung im Feld der Medien.

Die Folgen dieser Polarisierung sind leicht sichtbar, wenn etwa Auflagenhöhen, Einschaltquoten und Klickraten als Währung der Aufmerksamkeitsökonomie betrachtet werden. Die lassen sich kontrollieren, indem Marktsegmente definiert und adressiert (wenn nicht gar polarisiert) werden. Ein traditionelles Beispiel in Österreich sind der *Standard* und die *Presse*, deren Inhaber*innen Marktsegmente erzeugt und polarisiert haben. Als relevanter wird allerdings meist die Polarisierung zwischen bürgerlichem (die da oben) und proletarischem (wir hier unten) Marktsegment gesehen.

Eine Möglichkeit der Risikominimierung bei gleichzeitiger Profitmaximierung wurde dabei vom Inhaber von *Kronenzeitung* und *Kurier* gewählt, die verschiedene Marktsegmente adressieren, aber beide zu etwa 50 % der *Funke*-Mediengruppe gehören. Dieses Beispiel ist zugleich eines für das, was in der Mediologie weltweit zu beobachten ist und als Medienkonvergenz bezeichnet wird: Es gibt zwar immer mehr Medien. Über diese Medien verfügen aber immer weniger Unternehmer*innen.

Besonders gut sichtbar wird das an digitalen Medien. Es gibt zwar sehr viele *YouTube*-Kanäle, mit denen sehr verschiedene Marktsegmente adressiert werden, sehr viele Apps, die für *Android* angeboten werden, und viele Suchergebnis-

se, die mit einer „Googlesuche“ gefunden werden können – aber all das gehört *Alphabet* und wir damit von nur einem Unternehmen kontrolliert, das dementsprechend profitiert. Dieses Unternehmen steht zwar in Konkurrenz zu anderen Unternehmen. Aber das ist kein funktionierender Markt, sondern ein Oligopol. Darum erzeugen diese Unternehmen Polarisierungen.

IV. PROFITE, WISSEN UND FREIHEIT

Dabei gilt, dass mehr Polarisierung gut fürs Geschäft ist, weil das unternehmerische Risiko minimiert wird und zugleich die Spannung für das Publikum steigt, was Aufmerksamkeit erzeugt, die wieder in Profite konvertiert werden kann. Dafür genügt es, verschiedene Auffassungen in Polen zu bündeln, also ein multipolares System zu erzeugen. Das erfordert nur einfache statistische Auswertungen, mit denen Mengen gebildet werden können. Und genau das wurde mit den Algorithmen, die digitale Nachrichten individualisieren, implementiert.

Diesem Interesse kommen digitale Medien aber nicht nur wegen der Polarisierung mit Algorithmen entgegen: Mit einem physikalisch digitalen Gerät (z. B. einem Smartphone) können verschiedene Medien simuliert werden, indem einfach eine Anwendung gestartet wird. Damit kann das Smartphone in einen Fernseher, ein Radio, eine Zeitung, ein Telefon oder einen Radiosender umgebaut werden.

Nun ist es für Benutzer*innen recht einfach geworden, diese Struktur zu sehen. Denn durch die Nutzung der Vielfalt digitaler Kanäle und das unterschiedliche Wissen, das in diesen Kanälen zur Verfügung gestellt wird, konfrontieren sich die Benutzer*innen mit verschiedenen Auffassungen. Es mag zwar Filterblasen geben – aber automatische Prozesse ermöglichen nur wahrscheinliche, aber keine sicheren Vorhersagen. Daher entstehen Widersprüche, die nur mit viel Mühe ignoriert werden können.

Diese Widersprüche entstehen auch, weil es nicht einfach ein wahres Wissen gibt. Dass es nur ein wahres Wissen gibt, kann nur suggeriert werden, indem die absolute Wahrheit einer „Blase“ durch Zwang festgelegt wird – eine Strategie, die meist als Dogmatismus bezeichnet wird. Dabei muss Zwang ausgeübt werden, weil die Bedeutung von Zeichen, also von Wörtern, Bildern, Sprache usw. nicht determiniert, sondern immer auch beliebig ist.

Der Vorteil einer dogmatisch kontrollierten Blase ist, dass Menschen, die alle in derselben Blase stecken, kaum in einen Krieg miteinander eintreten. Das legt es um des Friedens willen nahe, genau das zu tun – eine Idee, die Comenius, der Begründer der Didaktik, als Pansophie bezeichnet hat. Im Mittelpunkt steht dabei die Idee, dass Lernende in Schulen immer nur ein Buch, nämlich das richtige Buch, lesen dürfen. Comenius hat unter anderem die Lektüre von Plato und Aristoteles verboten, denn beide vertreten verschiedene Auffassungen, was zur Polarisierung führen kann. Und die hat Comenius zu Recht Sorgen bereitet, hatten doch Katholik*innen seine Frau und seine Kinder, die keine katholischen Christ*innen waren, im Dreißigjährigen Krieg getötet.

Der Nachteil ist, dass dieser Frieden ohne Freiheit daherkommt. Wünschenswert ist aber beides: Freiheit und Frieden. Freiheit und Frieden, das hat das letzte Beispiel gezeigt, können nicht einfach harmonisch ineinander aufgelöst werden (das gelingt Menschen schon für sich selbst kaum). Wie aber kann ein friedlicher Umgang mit den polarisierten Konflikten zwischen Aristoteliker*innen und Platoniker*innen, Katholik*innen und Protestat*innen, Kapitalist*innen und Arbeiter*innen oder Digitalkultur und Printkultur erreicht werden, ohne dabei die Freiheit auf's Spiel zu setzen?

V. WENN SCHULEN STREITEN ...


Schön wäre es, wenn die Wissenschaft dazu Antworten entwickelt hätte, die in der Wissenschaft überzeugend gelebt werden würden. Das ist aber nicht der Fall. Es gibt in allen Wissenschaften seit Jahrhunderten Schulstreits, und es ist bisher nicht gelungen, Institutionen zu etablieren, in denen Schulstreits so ausgetragen werden können, dass auf die Ausübung von Zwang, etwa durch die Verweigerung von Promotionen, Blockaden in Berufungsverfahren oder negative Gutachten in Veröffentlichungs- und Drittmittelfverfahren zuverlässig verzichtet werden würde. Vielmehr haben Wissenschaftler*innen zwar die schöne Freiheit pluralen Wissens möglich gemacht, sind aber nicht immer gute Vorbilder für den Umgang mit Polarisierungen. An einem Mangel an Theorien lag und liegt das nicht: Die Idee der Gewaltenteilung, mit der anders Denkenden Freiheit jederzeit zugestanden wird, ist als Organisationsprinzip für Universitäten durchaus prominent vorgeschlagen worden. Die Möglichkeiten der friedlichen Bewegung zwischen diesen multipolen Polen sind aber in der Wissenschaft nicht immer genutzt worden.

Eine Methode zur Bearbeitung der Aufgabe, in Freiheit und Frieden zu diskutieren, ist also weder in der Wirtschaft noch in der Wissenschaft überzeugend umgesetzt worden. Es ist aber auch klar, dass eine solche Methode wenig hilfreich wäre, denn die müsste zumindest denjenigen, die unter sich nicht in Frieden leben wollen, verbieten, das zu tun. Damit ist klar: **Uns aus dem Elend zu erlösen, können wir nur selber tun.**

VI. CONCLUSIO

Entscheidend ist dabei zunächst, dass jeder Mensch sich in der Tat befreien kann, wenn er will. Es ist daher möglich, Menschen zu überzeugen, und nicht nötig, Menschen zu zwingen. Wenn Sie sich nicht befreien wollen: Bitte, gerne. Es ist durchaus verständlich, sich der derzeit herrschenden Ideologie, die mit Marktmechanismen und Filterblasen als Zwangsmechanismen markiert werden kann (verzeihen Sie mir bitte die polarisierte Formulierung), hinzugeben.

Nötig ist es aber auch in diesem Fall, dass Sie tolerieren, dass es Menschen gibt, die das anders sehen. Das ist kein großes Problem, weil Sie sich ja dafür entschieden haben, sich zwingen zu lassen. Also können Sie einfach dazu gezwungen (oder, etwas schöner: erzogen) werden, solche anderen Sichtweisen zu tolerieren. Eine mediologische Methode dafür ist, Sie dazu zu bringen, nur wenige und gut kontrollierte massenmediale Kanäle zu konsumieren – aber das ist offensichtlich.

Eine größere Herausforderung ist der zweite Fall, wenn Sie sich für Freiheit entscheiden. Denn dann wird der Versuch erforderlich, Sie davon zu überzeugen, sich selbst zu bilden, indem Sie sich die Polarisierung zwischen Frieden und Freiheit vor Augen führen und sich auf den Weg zwischen den Polen machen. Genau genommen müssen Sie sich selbst davon überzeugen, sich so zu bilden, dass Sie sich in einem multipolaren Feld von Meinungen mit anderen schön bewegen können. Die Aufforderung dazu ist noch möglich. Was Konfliktverhandlungskompetenz als ein Moment von Medienkompetenz ist und wie Konfliktverhandlungskompetenz gelebt werden kann, müssen Sie selbst entscheiden. 

CHRISTIAN SWERTZ

ist Professor für Medienpädagogik am Institut für Bildungswissenschaft der Universität Wien.



Outburst (2019)
Acryl, Gips auf Leinwand
150 x 100 cm

Scherben, Zeichen, Gespenster

Der Wiener Autor **THOMAS BALLHAUSEN** stellt einen unglaublichen Erzähler in den Mittelpunkt seiner Erzählung Scherben, Zeichen, Gespenster. Aus der Perspektive dieser gespenstischen Figur reflektiert er mit den Mitteln der Literatur das Verhältnis zwischen Traum und Trauma, die Spannungen zwischen Geschichte und Geschichten.

„Ostrakismos (gr. ‚Scherbengericht‘), eine Einrichtung im politische System Athens zur Verbannung von Personen, die im Verdacht standen, nach der Errichtung einer Tyrannis zu streben. [...] Jedes Jahr wurde an die Volksversammlung die Frage gerichtet, ob ein Ostrakismos durchgeführt werden solle. Ging die Abstimmung positiv aus, schrieb jeder teilnehmende Bürger in geheimer Wahl den Namen eines bestimmten Mannes, der seiner Meinung nach verbannt werden sollte, auf eine Tonscherbe (*ostrakon*). Diejenige Person, die die Stimmenmehrheit erzielte, wurde ostrakiert. Sie behielt ihr Vermögen und ihre gesellschaftliche Stellung, musste aber Athen für zehn Jahre verlassen und war dadurch politisch kaltgestellt. [...] Im Laufe der Zeit wurde der Ostrakismos immer mehr eingesetzt, um innenpolitische Gegner zu bekämpfen.“

(nach dem *Metzler Lexikon Antike*)

I.

Nach dem Ende der ersten Exilperiode nehme ich, ganz der Flüchtende, als der ich mich gerne fühlen möchte, den Nachtzug. Ich suche mir ein leeres Abteil; das einzige, das ich finden kann, hat eine defekte Heizung. Das Licht flackert und ich drehe es schließlich ab, komme mir vor wie ein Clochard, als ich die Sitze in Liegeposition bringe und mich mit meinem langen, schwarzen Mantel zudecke. Der Zug rumpelt durch die Nacht, ich schlafe den unruhigen Schlaf der Reisenden und schrecke praktisch bei jedem Halt hoch, bis ich schließlich mein vorläufiges Ziel erreiche: Eine geplante Verzögerung, ein Aufenthalt, der mir die Weiterreise ermöglichen und erträglich machen soll. Ich bin schon vor ei-

nigen Jahren einmal hier gewesen. Die anderen Fahrgäste, die ebenfalls hier ausgestiegen sind, werden nach und nach abgeholt oder steigen, nachdem sie sich bei einem kleinen Bäckerstand ein schnelles Frühstück besorgt haben, in Regionalzüge um. Ich stelle meinen Koffer ab und setze mich darauf. Als ich einen verzweifelten Blick auf meine Uhr werfe, wird mir klar, dass ich wohl vor allem deshalb hierher zurückgekommen bin, weil ich mich an kaum noch etwas von diesem ersten, länger zurückliegenden Besuch erinnern kann. Als ihr Wagen schließlich vorfährt, habe ich eben erst begonnen, die langsam wieder auftauchenden Fetzen und Bilder zu einem Zusammenhang zu verbinden.

Schon beim Betreten des Hauses komme ich mir mehr wie ein Störenfried als wie ein Gast vor, gerade eben weil sie mich so übervorsichtig behandelt. Ich habe etwas wie eine Ahnung, wie es gewesen sein wird: Oder ist das nur die Müdigkeit, die mich durchdringt. Ich lehne ein angebotenes Frühstück ab und gehe zu Bett.

Einige Stunden später weckt sie mich, lockt mich an den Esstisch. Der Geruch des Kaffees reißt mich aus der Betäubung des Schlafs, die mich immer noch gefangen hält. Sie zündet sich eine Zigarette an, lenkt unser vorsichtiges, schleppendes Gespräch in die vertrauten Gefilde des *Redens über das Schreiben* an sich. In Nachahmung journalistischer Posen beginnt sie, mir Fragen zu stellen, immer wieder auf die von ihr vermutete Initialzündung des Schreibens eines Journals des Erfundenen, des Erlogenen und Erlebten zurückkehrend. Wie zu schreiben wäre, wie sie selbst zu schreiben hätte, etwa über dieses Gespräch. Ich antworte, einem spontanen Impuls folgend und ohne meine Worte lange abzuwägen, dass sie sich tatsächlich für ein Journal, ein lockeres *cahier* zu entscheiden hätte, also eine Ablage für alle Gedanken, für das Erlesene, für das Geschriebene und das *Zu-Schreibende*.

Einem weiteren der mich gelegentlich bestimmenden Impulse folgend notiere ich, wie um das Gesagte pathetisch zu unterstreichen, ein paar Gedanken für ein Gedicht und blicke aus dem Fenster, den sich verdüsternden, gewitterschwangeren Himmel betrachtend. Ich muss in diesem Moment einen jämmerlichen Anblick abgeben, denn sie bietet mir ihre Hand an um mich zu *erden*, wie sie es nennt. Beinahe hätte ich eingewilligt, nachgegeben: Doch ich setze mich auf meine zitternde Hand, bemerke, dass ihr Kleid an der Schulter ein wenig verrutscht ist, man unter dem grünen Stoff das Weiß ihres Büstenhalters hervorschimmern sieht – fast hätte ich ihr in diesem zerbrechlichen Moment das Kleid zurechtgerückt, fast. Doch dann, begünstigt durch die peinlich lange Pause, ändert sich schlagartig die Stimmung. Sie möchte meine Aufmerksamkeit, meine langsam klar werdende Zuneigung nicht. Deshalb belügt sie mich während des weiteren Gesprächs in den unterschiedlichsten Belangen, regelrecht austestend wie es ihr gelingen könnte, mir zu missfallen. Erst viel zu spät erkenne ich diesen Grund für ihre mich eben noch verstörenden Aussagen, Antworten und plötzlichen Ausrufe. Den Rest des Tages verbringe ich mit Lesen und Spaziergängen, sehe sie dabei nicht wieder, mache das Versteckspiel mit ohne zu wissen warum. Ich versuche noch ein wenig zu lesen, aber die Worte verschwimmen vor meinen Augen.

Beim nächtlichen Überfall sagt niemand ein Wort: Ich habe nicht bemerkt, wie sie in mein Zimmer gekommen ist. Erst als sie sich auf das Bett setzt, wache ich auf. Ich berühre sie wie ein Kunstwerk, eine Statue. Etwas Verbotenes und Verzweifelteres haftet dieser Situation an, in der wir direkte Blicke in das Gesicht des anderen vermeiden. Ich kann nicht sagen, was mir fehlt oder was ich will. Ich kann alles nur über mich *ergehen* lassen, bis mein Kopf kurzfristig aussetzt.

Am nächsten Morgen ist sie distanziert, doch freundlich. Nur an Kleinigkeiten, kaum wahrzunehmenden Seitenblicken wird unser geheimer Pakt über die Bewahrung des Stillschweigens und des Abstandes, der jede dauerhafte Nähe von vornherein ausschließt, deutlich. In der Wiese sitzend verstecke ich mich hinter einem Buch, beschäftige so meinen Kopf wie um einem zu erwartenden paralytischen Zustand vorzubeugen. Trotzdem habe ich das Gefühl, etwas nicht vollständig zu erfassen, zu verstehen. Es ist, als würde mir ein essentielles, alles verbindendes Stück entgehen. Ich bin schon jetzt lange genug hier gewesen.

II.

Während sie mich beim Packen beobachtet, lässt sie ganz beiläufig eine Bemerkung fallen, deren tatsächliche Bedeutung mir nicht sofort klar wird. Erst in der folgenden peinlichen Pause auf meine zu schnell gegebene, leichthin ausgesprochene Antwort – die klingt, als würde sie nicht zu ihren eben gesagten Sätzen passen – wird mir klar, dass ihre so leichthin ausgesprochene Einladung, die ich angenommen hatte, obwohl sie wohl nicht dafür vorgesehen war, mehr mit Gleichgültigkeit der Allgemeinheit und auch mir gegenüber zu tun hat als mit Gastfreundschaft. Sie übertrifft mich noch in der Ablehnung anderer Menschen; ein Umstand, der mich enttäuscht und auch verärgert, denn mit dieser einen kleinen Bemerkung entlarvt sie für einen schmerzhaften Moment die Lächerlichkeit meiner Person und meines Verhaltens. Auf der Fahrt zum Bahnhof drehen wir das Autoradio unnötig laut auf, wie um unsere Sprachlosigkeit zu überdecken. Als sie mich vorsichtig umarmt und auf die Wange küsst, lösen sich die letzten Gründe für diesen Aufenthalt auf, aber ich weiß nicht, was ich mir erwartet hatte. Sie macht keine Anstalten, ihre Einladung zu erneuern, und ich frage nicht danach und doch kann ich mir gut vorstellen, wieder hierher zurückzukehren, wenn die Erinnerung an meinen Aufenthalt mich wieder zu täuschen beginnt.

Ich setze mich auf eine Bank auf dem Bahnsteig und nur anhand der sich daran zu schaffen machenden Ameisenstrasse erkenne ich am Boden vor mir einen einzelnen Finger, der lose in ein rotbraun geflecktes Stofffetzchen gewickelt ist. Der Zug hustet wie ein alter Mann, der, ordentlich verschnürt, zum Sterben in eine Zimmerecke gelegt worden ist. Als er schließlich zum Stillstand kommt, steige ich betont vorsichtig und langsam über den Finger hinweg, so als würde er sich – angetrieben von einer unheimlichen Macht – aufrichten, zu einem Haken krümmen, um mir so wie ein wildes Tier leichter die Gedärme aus dem Unterleib reißen zu können.

Während ich aus dem Fenster sehe und die Landschaft beobachte, stellt sich der absurde Gedanke ein, jemand könnte ihr, einem Schlachtvieh gleich, das Kreuz gebrochen haben und man hätte nun die Gelegenheit, dabei zuzusehen, wie sie sich neben dem fahrenden Zug mühsam herschleppen und schließlich wie bei einem nicht zu gewinnenden Wettrennen hinter den dahinrollenden Waggons zurückbleiben würde. Die Gegend, die man danach noch sehen könnte, wäre eine Art von Schatten, der über die gesamte Länge der noch zu absolvierenden, ja zu bewältigenden Teilstrecke hinreichen würde. Die Zugfenster auf der anderen Seite, zum Gang hin, sind stark verschmutzt und verschmiert. Es entsteht so der Eindruck, als würde die Gegend, die eben durchfahren wird, in einem giftigen Nebel liegen.

Der Schaffner verlangt nach jedem Halt erneut die Fahrkarte von mir, so als könnte er sich nicht an mich erinnern. Er prüft sehr genau den Stempel, den er selber auf der Karte angebracht hat, um dann pflichtbewusst an seine Kappe zu tippen und zum nächsten Abteil weiterzugehen. Der Zug hält kurz an einer kleinen Station, eine junge Frau steigt ein und nimmt mir gegenüber Platz. Sie erinnert mich stark an die Darstellerin eines Independent-Films, der bei einer Party an eine der Zimmerwände projiziert worden war. Mehrere Gäste hatten sich damals über das Gesicht der Schauspielerin mokiert. Voller Sommersprossen und fast schon unnatürlich braun, wie gegerbt. Nach einiger Zeit stelle ich verwundert fest, dass der Schaffner nun nicht mehr auftaucht, um mit der Überprüfung meines Tickets fortzufahren. Ich versuche, die Frau nicht anzustarren, und sehe zur Seite, schließe die Augen und kann das Ende der Reise kaum noch erwarten. Die Wucht des anderen Zuges, der mit unverminderter Geschwindigkeit auf den unseren prallt, bekomme ich erst mit einer unnatürlichen Verzögerung zu spüren.

III.

Die absurde, alptraumhafte Situation, dass alle Frauen, und eben nur die Frauen, in den Krieg ziehen müssen, steht am Anfang meiner Erinnerungen nach dem Unfall, an kaum etwas kann ich mich sonst noch erinnern, nur an dein Gesicht und ein beunruhigendes Schreiben auf dem Frühstückstisch. Ein Stückchen Papier, das sehr amtlich aussah mit all seinen Stempeln, Unterschriften und beglaubigten Bestätigungen. Ein Stückchen Papier beschwert von einigen Tränen – ich weiß nicht mehr, ob deine oder meine oder doch nur verschütteter Tee, doch ich will von Tränen ausgehen, will mich bezüglich dieser Situation an Tränen erinnern – und an dein wunderschönes Gesicht und den Gedanken, dich in einem Konflikt zu verlieren, von dem ich nicht genau weiß, was er mit uns zu tun hat. Dieser unbeschreiblich dumme, kollektive Wunsch nach einem offenen Kampf, der schon lange vor sich hinschwelte, schließlich als unabwendbar bezeichnet wurde, dieser mir unbeschreiblich dumm erscheinende Wunsch, den ich nie nachvollziehen konnte. Mir tut in diesem Moment wie einem kleinen Kind alles leid, ich möchte mich entschuldigen, etwa: wie ich bei deinem Besuch im Krankenhaus sagte, dass ich dich lieben würde, dass es mich aber auf Dauer umbringen würde. Wie du mich damals angesehen hast, so als wäre ich ohnehin hoffnungslos verloren, als ob deine Liebe da auch keine bedeutende Rolle mehr spielen könnte, weder für meine Rettung noch für meinen Untergang.

Mit deinem Verschwinden wird der Zusammenbruch der Welt einsetzen, soviel ist für mich sicher. Der Zusammenbruch meiner Umwelt und mein persönlicher, intimer Zusammenbruch. Ich kann zwischen diesen Untergängen nicht mehr unterscheiden, genauso wenig ist es mir noch möglich zu sagen, ob tatsächlich alle Frauen weggezogen, in den Abgrund des Krieges hineinverschwunden sind oder ob doch nur du das Weite gesucht und die allgemeine Hysterie wie einen tarnenden Schutzmantel verwendet hast, dem Kleidungsstück nicht unähnlich, das du zuletzt getragen hast, als ich dich auf einem Bahnsteig zu sehen glaubte.

IV.

Die Stadt, eine in Beton getauchte Welt, wirkt nach einigen ausgelassenen Tagen wie verlassen, es ist, als wäre alles von Männern und Automaten erfüllt, Stimmen ertönen in der Ferne, ich bin mir nicht sicher, wem sie gehören und was sie mir sagen wollen. Ich kann noch nicht einmal sagen, ob sich diese Stimmen tatsächlich an mich richten, obwohl

ich mir gelegentlich einbilde – etwa wenn ich kurz vor dem Einschlafen bin –, dass sie immer wieder und wieder meinen Namen wiederholen. In diesen Momenten befürchte ich, an all dem schuld zu sein, dich in einem unbedachten Moment in einen imaginären Krieg weggedacht und endgültig verloren zu haben.

Die Berichterstattung verwirrt mich noch zusätzlich, macht es mir gänzlich unmöglich, mir ein genaues Bild von den Geschehnissen, mir ein Abbild der Wahrheit zu machen. Die Zeitungen scheinen dünner und belangloser zu werden, die Kanäle vergehen nach und nach, fallen einem umfassenden Rauschen zum Opfer. Ich spiele kurz mit dem Gedanken, aufgezeichnete Nachrichtensendungen ablaufen zu lassen, mich einige Zeit lang zu täuschen und zu hoffen, dass du in der Zwischenzeit den Weg zurück findest, dass du dann wieder hier bist, um die Welt erneut in ihre korrekten Bahnen zurückfinden zu lassen. Aber so leicht scheint es diesmal nicht zu funktionieren, mit so geringen Verlusten werden wir diesmal nicht davonkommen. Mein Kopf schmerzt und ich entscheide mich dagegen.

Realität und Traum vermischen sich, Erinnerungen an den letzten gemeinsamen Urlaub suchen mich heim wie Geister einer Vergangenheit, die sich unvermeidlich immer wieder und öfter in meine Vorstellung der Wirklichkeit schieben. Ich saß am Pier, rauchte still vor mich hin und lachte lautlos über die billige Melodramatik der Szene. Eigentlich wollte ich aber weinen, wie um den Druck in meinem Inneren ein wenig abzubauen. Da war etwas wie ein ungenannter – doch wohl nicht unbegründeter – Vertrauensverlust aufgetaucht, der sich nach und nach in unser Leben geschlichen und schließlich jeden Aspekt unserer Beziehung durchdrungen hatte, gepaart mit einer lähmenden Stagnation. Näher kann man sich nicht mehr kommen und doch scheint es noch nicht nahe genug, scheint es niemals nahe genug zu sein. Wenn ich mich konzentriere, spüre ich immer noch den sizilianischen Sommerwind auf meinem Gesicht, warm, feucht. Am letzten Abend unseres Aufenthaltes war ich allein am Strand gesessen und hatte auf das Meer hinausgesehen, bis die Sonne untergegangen war. Es war mir damals nicht einmal besonders kitschig vorgekommen.

V.

Eine Reise in das angebliche Krisengebiet wird nicht zuletzt auch deshalb für mich unaufschiebbar. Ich möchte die

Gewissheit selbst einholen. Der Beamte am Schalter wirkt nicht überrascht oder ärgerlich, er versucht auch nicht, mir von meiner Reise abzuraten, ich habe meine Waffe ganz umsonst mitgebracht, fast schon finde ich das schade, ich hätte mir so gerne meinen Fahrschein mit vorgehaltener Waffe erzwungen, mir meinen Weg zum Gleis sogar freigekämpft, so einen kleinen Beweis meiner Entschlossenheit abgelegt. Es ist nur etwas wie ein Anflug von Traurigkeit im Blick des Schalterbeamten, eine Form von Traurigkeit, die ich schon im Blick meiner besten Freunde auszumachen glaubte, als ich ihnen von meinem Entschluss erzählte und ihnen – wie um sie von meinem Fortgang, meiner Reise zu überzeugen – meine Waffe vorführte, auf das Klicken des Verschlusses und das Einrasten der Mechanismen hinwies, eine Form von Traurigkeit, die ich weder damals noch heute zu deuten wusste, als ich vor diesem Schalter stand und bereit gewesen wäre, mein Recht auf eine Reise ins angebliche Kriegsgebiet einzufordern.

Der Zug wartet schon, ich bin nur verwundert, dass die Front so leicht und bequem zu erreichen sein soll, doch der Schaffner, der meine Karte abknipst, bestätigt mir, dass ich mein Reiseziel so problemlos wie nur irgendwie möglich erreichen könnte, und dies will doch etwas heißen in diesen Zeiten.

Als ich den wenigen anderen Fahrgästen schließlich die für mich unvermeidliche Frage nach dem Verbleib der Frauen – es müssten doch einige hier im Zug sein, besonders wenn man sich in das Kriegsgebiet aufmachen würde – stelle, antwortet man mir nicht, so als hätte ich meine Frage gar nicht gestellt, eben so als wäre der Satz in meinem Kopf verblieben, als würde nichts von dem hier wirklich stattfinden, als wäre diese mich bestimmende Frage nach dem Verbleib der Frauen und der Rest des Konflikts, der mein Leben zu bestimmen begonnen hat, ein Produkt meiner Gedanken und hätte mit der Außenwelt nicht das Geringste zu tun.

Dabei glaube ich mich doch ganz genau erinnern, dass sie mich wegen eines Krieges verlassen hat. Je weiter dieser Zeitpunkt zurückliegt, desto mehr Zeit seit dieser unfreiwilligen Trennung vergangen war ist, desto genauer glaube ich mich an die Umstände und Details erinnern zu können. Nur für einen Moment unterbreche ich diesen Memorierungsprozess, als der Fahrgast mir gegenüber seine Zeitung aufschlägt und mir wie absichtlich die Seite mit den Todesanzeigen entgegenhält, ein papierner Wall auf dem ich meinen Namen lese

und mein Gesicht sehe. Ich wechsele etwas verstört das Abteil, will all dem aber keine größere Bedeutung beimessen. Schon nach kurzer Zeit bleibt der Zug stehen und durch die Lautsprecher wird angesagt, dass bei diesem und auch bei allen weiteren außerplanmäßigen Stopps – die ich aber kaum von den eingepplanten zu unterscheiden vermag – das Ein- und Aussteigen verboten wäre.

Die Flüsse sind über die Ufer getreten, das aufgewühlte Erdreich kann die Wassermassen nicht mehr aufnehmen und hat sich mit ihnen zu einer langsam vermodernden Decke verbunden, die alles zu überziehen droht. Der schon früher spürbare Verfall, der mir immer nur in Details wie einem Sprung oder einem Riss entgegengetreten war, zeigt sich mir nun in einer nicht mehr zu übersehenden Zerstörung. Ein totes Schaf treibt in den graugrünen Fluten eines Flusses, den ich vom Abteilfenster aus sehen kann.

Die Fahrt dauert an und ich schlafe traumlos, wie tot, und als ich erwache, habe ich endgültig mein Zeitgefühl verloren. Das Licht ist grau, es ist mir absolut nicht möglich, die Uhrzeit anhand des Sonnenstandes zu bestimmen, selbst wenn ich die Sonne sehen könnte – was ich nicht kann –, wäre ich nicht in der Lage zu sagen, wie viel Zeit vergangen wäre und ob ich Stunden oder Tage geschlafen hätte. Gelangweilt streife ich durch die Waggonen, ich scheine inzwischen der einzige Fahrgast zu sein. Eine Reise, bei der ich den Eindruck bekomme, nur noch ich würde existieren und selbst der Zug würde von allein immer weiter in eine unbekannte Gegend hineinrasen in eine noch zu entdeckende Landschaft ohne Namen und Schienen.


VI.

Später, nun ist es dunkler und ich denke es könnte Nacht sein, bleibt der Zug stehen und ich steige aus wie ein Schlafwandler, wie ein wandelnder Toter, den seine Liebe in ein ihm eigentlich verwehrt Leben zurückgetrieben hat. Ich gehe ohne Plan, folge einfach meiner Eingebung durch die verwüstete Umgebung, die verfallene Häuser kleiner Städte. Die wenigen Leute, Männer und Kinder, die an den Fenstern stehen und mich vorbeimarschieren sehen, wirken stumpf, still und hoffnungslos, ganz wie in Erwartung eines unauf-schiebbaren Endes, dessen Eintreten schon fest geplant ist. Die Zerstörung, obwohl merklich schlimmer als die bereits durchreisten Verwüstungen, könnte aber auch durch Naturkatastrophen verursacht worden sein, so denke ich bei mir, denn es

fehlt alles, was ich mir als typisches Merkmal eines militärischen Konflikts vorstelle. Die einzigen Wracks, die ich sehe, was durch die heraufziehende Dämmerung auch wieder einfacher wird, es war also doch etwas wie eine besonders helle Nacht, die ich durchwandert habe, die einzigen Wracks also sind liegengebliebene landwirtschaftliche Fahrzeuge und sie wirken aufgrund ihrer kadaverhaften Beschaffenheit so, als würden sie schon immer hier liegen, als hätten sie nie etwas anderes getan, als still vor sich hinzurosten und auf eine nie stattfindende Belebung durch eine unbeschreibliche Kraft zu warten.

Ich mache Pause in einer verfallenen Hütte, der Wind trägt den Geruch des Meeres durch die zerbrochene Fensterscheibe herein und ich bin mir plötzlich sicher, schon bald meinen Bestimmungsort erreicht zu haben, beinahe also schon dort angelangt zu sein, wo ich mir Antworten auf meine Fragen erwarte. Alles ist dreckig und von einer schmierigen Staubschicht überzogen, doch ich bin mit einem Schlag zu müde, um noch einen einzigen weiteren Schritt zu tun. Ich breite meinen Mantel wie ein Laken auf einem zerschlissenen, feuchten Sofa aus und wache erst wieder auf, als ein Donnern vom nahen Strand her zu hören ist. Es ist wärmer als zuvor und ich lasse den inzwischen durchweichten Mantel, wo er ist, mache mich also nur in meinem Anzug, die Waffe in der ausgebeulten rechten Seitentasche der Jacke, auf zum Strand. Dort angekommen wirkt alles farblos, der Sand ist hart wie Stein. Selbst wenn ich mich bemühe, Spuren darauf zu hinterlassen, will es mir nicht so recht gelingen. Die Erde ist grau, verdorben und riecht wie Asche. Ich lasse den Sand durch meine Fingern rieseln und es fühlt sich an wie ein totes Tier.

Das vor mir liegende Meer bewegt sich kaum, es wirkt eher wie ein kalter, stiller See als der Auftakt zu einem unheimlichen Ozean voller ungelöster Geheimnisse und Mythen. Das Donnern, das mich geweckt hat, ist immer noch zu hören. Es kommt nun von weiter weg, vom Horizont, an dem sich ein paar Schatten zu bewegen scheinen. Fast schon wünsche ich mir, dass das Geräusch von Geschützfeuer herührt, dass es mit dem von mir verfolgten Krieg zu tun hat. Die glatte Oberfläche des Wassers verführt mich dazu, meinen rechten Fuß darauf zu setzen, dann mit dem linken Fuß nachzuziehen und wie ein Wasserläufer die Oberflächenspannung zu nutzen um mich langsam auf die sich mir entziehenden Schemen zu bewegen. Ich werfe einen Blick zurück, die Küste ist noch zu sehen. Mutiger werdend bewege ich

mich schneller, immer in Richtung des offenen Meeres. Ich sehe mich schon völlig Fremden Erste Hilfe leisten, während Du unweit von mir ertrinkst. Später werde ich behaupten, alles Menschenmögliche getan zu haben. 

THOMAS BALLHAUSEN

lebt als Autor, Kulturwissenschaftler und Archivar in Wien und Salzburg.

Er ist international als Herausgeber, Vortragender und Kurator tätig.

Demnächst erscheint sein neues Buch *Transient. Lyric Essay* (Edition Melos, Wien).

Die Abstraktion vom Konkreten

REINHARD SIEDER gibt mit seinem Beitrag Einblick in die Produktionsbedingungen der Bildstrecke dieser Ausgabe der ZUKUNFT, die in der nächsten Ausgabe 04/2021 verlängert werden wird ...

Die Arbeit an den hier vorgestellten Bildern beginnt mit der Spachtelung von feuchtem Gips auf einer Leinwand. Dies erzeugt eine plastische Strukturierung und stärkt die Leinwand, die noch einiges über sich ergehen lassen wird. Gesso, Acrylfarben, Kohle oder Pastellkreide werden auf feuchtem Grund aufgetragen. Zuweilen (etwa im Bild *Blauer Buchstabe*) tropfe ich Acrylfarben direkt aus der Tube oder Dose auf den feuchten Untergrund.

Mit Spachteln, Messern und Pinseln schiebe ich Farben ineinander, die zu einem Teil von der feuchten Gipsmasse aufgesogen werden und ihre Penetranz verlieren. Es entstehen satte und halb transparente Farbflächen und zahllose Übergänge zwischen Farben, deutlich im Bild *Gold & Blau*. Durch das Verkanten der Spachtel gravieren sich Wellen und Linien in Farbenflächen ein. Es ist ein Spiel zwischen den Schichten, Formen und Farben, das teils beabsichtigte, teils unerwartete Effekte erzeugt. Ich nenne diese Technik *pure painting*, da im herkömmlichen Sinn weder gezeichnet noch eine gedachte oder vorgezeichnete Skizze ausgemalt wird.

Das Abstrakte, heißt es, entsteht durch Abstrahierung von konkreten Figuren, Landschaften oder Stofflichkeiten. Wahrnehmungspsychologisch erfolgt dies nicht nur im künstlerischen Akt und im speziellen Akt der Bildbetrachtung, sondern auch im gesamten Alltagsleben durch den Vergleich des neuen Unbekannten mit schon Bekanntem, Vertrautem und Bezeichnetem. Im Zuge der Bildproduktion wie in der Betrachtung des Bildes treten Form und Bedeutung des Abstrakten blitzartig auf und lösen das Erlebnis eines unvorhersehbaren Wahrnehmens aus. Wie aber kann ein „abstraktes“ Bild etwas bedeuten?

Klar ist, dass die Künstler*innen nicht vorweg bestimmen, was in ihrem Werk gesehen oder erkannt werden kann. Jede Begegnung mit dem Bild ist ein Interakt. Das Bild besteht nicht für sich, nicht allein aus der quasi technologischen Geschichte seiner Produktion und auch nicht aus der Autobiografie des Künstlers. (Einer der historistischen Irrtümer der klassischen Kunstgeschichte.)

Kunsttheoretisch meine ich, dass jener besondere Gegenstand, den wir immer noch ein Kunstwerk nennen, nur in zwei Momenten sozial und wahrhaftig existiert: im Augenblick seiner Herstellung durch die Künstler*innen und in den (hoffentlich zahlreichen) Augenblicken seiner Betrachtung und Interpretation. Die Kunsttheorie überhöht den ersten Moment seit der Antike zu einem Schöpfungsakt und den zweiten zu einem kostbaren Augenblick der Erhabenheit. Dies ist immer noch gültig, bedarf aber, meine ich, der kommunikationstheoretischen Erdung.

Ein früher kommunikativer Akt ist es, wenn die Künstler*innen ein Bild (in vielen Fällen) mit einem Titel versehen, der von den Betrachter*innen des nun auch schon benannten Bildes auf seine subjektive Geltung geprüft werden kann. Die Betrachter*innen können widersprechen und denken: „Für mich ist das etwas Anderes“. Aber wie gelangen sie zu ihrem Sinn? Sinn und Bedeutung des Bildes stehen in jedem Kommunikationsakt von Neuem in Frage.

Eine der möglichen Fragen, die sich Betrachter*innen stellen, ist, ob sie dergleichen schon irgendwo gesehen haben. Meine These ist, dass jenes staunende oder auch verwirrte, zuweilen erschrockene oder ablehnende Zurücktretten vor dem Bild, jenes Erlebens der Erhabenheit also, um so eher



Reinhard Sieder
© Mario Lang



Reinhard Sieder, Ausstellung 2018
Pure Painting I,
Atelier & Galerie Paul Landerl, Berggasse 29

eintritt, als das Bild Staunen macht. Wer im Bild *Tricolor* Farben erkennt, die an die Trikolore der Französischen Nation erinnern, oder Formen, die an (vielleicht zerfetzte?) Fahnen erinnern, wer im Bild *Outburst* einen vulkanischen Ausbruch aus einem Organ, das ein Herz sein könnte, erblickt, hat jedenfalls recht. So entsteht subjektives Bilderleben, welches das Kunstwerk für den Augenblick bedeutungsvoll und existent werden lässt.

REINHARD SIEDER
ist Sozial- und Kulturhistoriker und Sozialwissenschaftler.
Er war a. o. Universitätsprofessor an der Universität Wien
und arbeitet seit seiner Pensionierung im Jahr 2015
als Vortragender, Autor und bildender Künstler
in Wien und Tenerife.
Link: <https://www.reinhard-sieder.at/>